Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **28 (1946)**

Heft 48

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 29. November 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 48

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

„Wie soll ich Dich empfangen . . . ?"

Trübselig und grau reihen sich die Novembertage aneinander. Nur selten bricht die Sonne durch den dichten Nebel, der die Erde verhüllt und erinnert die Menschen daran, daß sie auch in dieser dunkelsten Jahreszeit Tag für Tag strahlend hoch oben am blauem Himmel steht.

Ganz ähnlich wie in der Natur sieht es auch im Völkerleben aus. Graue Hoffnungslosigkeit erfüllt die meisten Gemüter, nachdem die Jahre heißesten menschlichen Ringens und tiefsten Leides eine scheinbar so magere Ernte einbrachten. Was soll denn werden, wenn die Keime hoffnungsvollen neuen Lebens, die man während und nach dem Kriege zu schauen vermeinte, nicht zur Entfaltung gelangen, sondern dumpf dahinträumen wie die Knospen im November? Alles Wollen und Kämpfen Einzelner, alles Sehnen der Vielen vermag sie nicht aufzuwecken, und immer deutlicher spüren die Menschen, daß nur übermenschliche Kräfte, nur ein Hereinstrahlen der Gottessonne selbst sie wahrhaft zu beleben vermöchte. Aber diese Sonne erscheint ebenso fern und kraftlos wie diejenige über dem Novembernebel. Oder könnte vielleicht ein Wunder geschehen, jetzt, in der nahenden Weihnachtszeit? Könnte mit einemmale die göttliche Sonne über der Menschheit aufstrahlen und sie mit Licht und Liebe und Kraft erfüllen, so wie die natürliche Sonne die Erde belebt, wenn diese sich im Frühling ihr aufs neue zuwendet?

Wenn die Erde sich der Sonne aufs neue zuwendet... Nicht die Sonne ist es, die in jedem Frühling sich wie ein gewaltiges Gnadengeschenk der Erde offenbart, nein, die Erde ist es, die nach langen, dunklen Wintertagen die Sonne sucht und mit all ihren Keimen, Knospen und Blüten ihr entgegenwächst, ihr strahlendes Licht in sich aufnimmt. So ist es auch mit dem göttlichen Licht. Es leuchtet auch heute in unaussprechlicher Fülle über der Menschheit und wartet nur darauf, daß diese sich ihm öffne, es in sich aufnehme wie die Pflanzen das Sonnenlicht. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen", spricht der Gott, in dem wir leben, weben und sind. Und Christus, der im Menschen sich offenbarende Gott, verheißt seinen Jüngern: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Er ist also da, er ist uns nahe, sein göttliches Wesen umfängt uns wie die Novembersonne die verhüllte Erde. An uns Menschen ist es, seine Stimme zu hören und die Tür aufzutun, auf daß er in uns eingehe. Seine tiefsten Verheißungen beziehen sich darauf, daß er in uns Wohnung nehmen wolle. Da ist nicht mehr ein bloßes Gehorchen seinen Geboten, sondern ein Erfülltsein mit seinem eigenen Wesen, eine innerste glückhafte Vereinigung, der ganz von selbst das ersehnte neue Leben entspringt. Denn wer sich ihm anvertraut, wie die Schrift sagt, „von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen."

Das aber setzt kein passives Warten auf die Gnade voraus, sondern eine starke innere Arbeit. Denn wie sollte man Christus das Herz öffnen und sein Wesen darin aufnehmen, wenn man ihn nicht liebt? Und wie sollte man ihn lieben, wenn man ihn nicht kennt? Ein bloßes Kennenlernen der Lebensgeschichte Jesu, wie sie in den Evangelien erzählt und in allen christlichen Kirchen gelehrt wird, genügt nicht. Das zeigt ein Blick auf unsere Christenheit nur zu deutlich. Wenn wir irgend einen bedeutenden Zeitgenossen kennen lernen wollen, begnügen wir uns auch nicht damit, die äußeren Geschehnisse seines Lebens zu studieren. Wir vertiefen uns in seine Gedankenwelt, wir setzen sie in Beziehung zu unseren eigenen Problemen, zu denjenigen unserer Umwelt und zu der Auffassung anderer großer Menschen. Auf diese Weise dringen wir tiefer und tiefer in sein Wesen ein, bis es, insoweit wir es voll bejahen, zum Bestandteil unseres eigenen Wesens wird. Könnten wir nicht auch mit Christus diesen Weg versuchen? Vielleicht hat uns eines seiner Worte in irgend einer Lebenslage einmal ganz persönlich angesprochen. Versuchen wir, dieses eine Wort in uns zu beleben, unser ganzes Leben, nicht nur jene spezielle Situation, in seinem Lichte zu schauen, das Weltgeschehen um uns herum damit zu beleuchten, es immer und immer wieder im Herzen zu bewegen. Dann kann es mit einemmale geschehen, daß wir in diesem Wort nicht mehr bloß einen weisen Gedanken sehen, sondern daß es wie etwas Wesenhaftes, Lebendiges in uns zu wirken beginnt und daß wir es jubelnd als einen Strahl des göttlichen Wesens empfinden, der in unser Inneres Einzug hielt. Vielleicht sind es zunächst nur Augenblicke, in denen wir dies so stark empfinden, aber ein einziger solcher Augenblick läßt uns erleben, daß diese innerste Vereinigung mit dem göttlichen Wesen überhaupt möglich ist. Und zwar ist es nicht nur ein genießendes Einssein, wie etwa in den Augenblicken tiefsten Kunst- oder Naturgenusses. Wir fühlen deutlich, daß diese durch ernsthaftes Suchen gewonnene Vereinigung uns Kräfte verleiht, Gedanken- und Herzenskräfte, die wir vorher nicht besaßen. Wir spüren auch, daß diese Kräfte allein die Menschheit aufwärts führen könnten aus der Dunkelheit ins Licht, aus dem Novembernebel in die Weihnachtsklarheit.

I. S.

Zur Entwicklungsgeschichte einer Resolution

El. St. Es ist schon darüber geredet und geschrieben worden, daß am 3. Schweizerischen Frauenkongreß in nicht ganz einwandfreier und demokratischer Art und Weise mit einigen Resolutionen umgegangen worden ist. Wir wollen diese Seite der Angelegenheit begraben, und nur noch ganz allgemein die Frage aufwerfen, ob es — auch im Hinblick auf andere Anlässe — überhaupt einen Sinn hat, durch eine Versammlung eine Resolution fassen zu lassen, wenn diese dann nachher willkürlich abgeändert werden kann? Dies nur als ganz prinzipielle Frage, ohne irgend welche Anspielung auf die begrabenen Ereignisse aus dem Gefühl heraus, daß da rechtlich irgend etwas nicht ganz stimmt.

Die Resolution von der wir heute reden wollen, betrifft diejenige der Studiengruppe zur Bekämpfung des Alkoholismus. Es war dieser Gruppe ein wichtiges Anliegen in ihren Vorträgen und Sitzungen, die so zahlreich anwesenden Frauen nicht nur auf die allgemein große, und in weiten Kreisen noch viel zu wenig erkannte Gefahr unserer Trinksitten und den überall das private und öffentliche Leben zersetzenden Alkoholismus hinzuweisen, und die Gewissen zu wecken, als auch ganz besonders auf die großen gesundheitlichen und moralischen Gefahren der überall Mode gewordenen Bars und Dancings hinzuweisen.

Es ist gewiß normal und verständlich, daß die Jugend, besonders die so zahlreich durch Arbeit oder Studium außerhalb des Familienverbandes lebende, das Bedürfnis hat, von Zeit zu Zeit ihre Abende gesellig mit Freunden beiderlei Geschlechts zu verbringen. Aber diese Lokale, die sich zum Sammelpunkt dieser jugendlichen Geselligkeit machen, sollten vor allem eine gesunde Atmosphäre vermitteln, und nicht durch Alkohol und alle möglichen und unmöglichen raffinierten Drinks und Cocktails aufreizend auf die Erotik der jungen Leute einwirken und letzten Endes sich zu allem andern auswachsen, als zu einer Gaststätte, welche Träger eines gesunden, kulturell hochstehenden und deshalb wünschenswerten Gesellschaftslebens.

Sehr aufschlußreich waren seinerzeit die Verhandlungen im Zürcher Gemeinderat, wo man erfuhr, daß nach einem „im Interesse der Fremden" gemachten Versuch, diese Dancings einige Nachtstunden länger offen zu halten, die Erfahrungen dahin gingen, daß die Fremden eine längere Nachtruhe einem verlängerten Dancing vorzogen, daß aber, besonders die jüngere einheimische Jugend, die „Lockerung" ausnützte, um nachher die Polizei durch Nachtruhestörungen und allerlei anderen Unfug vermehrt zu beschäftigen, was von den Polizeiorganen ausdrücklich festgestellt worden ist.

Die Studiengruppe für die Bekämpfung des Alkoholismus hat nun, in Abänderung ihrer ursprünglichen, von der Resolutionenkommission mißhandelten Resolution, zwei Eingaben formuliert, angenommen und beschlossen und davon eine an die Regierungsräte der verschiedenen Kantone und eine andere, eine Besteuerung der Liköre und likörähnlichen Getränke fordernde, an Herrn Bundesrat Stampfli, den Chef des Volkswirtschaftsdepartementes, einzugeben. Wir lassen sie im Wortlaut folgen:

Zürich und Herisau, den 3. Oktober 1946

Herrn Bundesrat Stampfli,
Vorsteher des Eidg. Volkswirtschaftsdepartementes
Bern

Hochgeehrter Herr Bundesrat!

Am dritten schweizerischen Frauenkongreß vom 20. bis 24. September d. J. in Zürich ist in zwei Versammlungen einstimmig folgende Resolution gefaßt worden:

„Der 3. schweizerische Frauenkongreß in Zürich, beunruhigt durch die in letzter Zeit zunehmende Gefährdung weiter Bevölkerungskreise durch den Genuß von Likören und likörähnlichen Getränken, legt dem Bundesrat dringlich nahe, diese auf Grund der Gesetzgebung über die gebrannten Wasser einer so hohen Besteuerung zu unterwerfen, daß ihr Verbrauch wirksam vermindert wird."

Die abschließende Vollversammlung des Kongresses hat daraufhin unsere Studiengruppe „Bekämpfung des Alkoholismus" aufgefordert, alle uns möglichen Vorkehren zu treffen, welche die Gefahren des Alkoholismus wirksam einzudämmen vermöchten, und namentlich darauf zu dringen, daß Liköre und likörähnliche Getränke einer sehr hohen Besteuerung unterworfen werden.

In Erfüllung dieses Auftrages gelangen wir mit der höflichen Bitte an Sie, Ihrerseits das Nötige zur Verwirklichung einer Steuermaßnahme im erwähnten Sinne zu unternehmen, nicht nur damit für den Anfang eine ergiebige Quelle für Bundesmittel erschlossen wird, sondern vor allem, damit möglichst bald die schlimmsten Auswüchse eines unserer großen Volkssübel zum Verschwinden gebracht werden.

Indem wir unser Anliegen, das sicher allen fortschrittlich gesinnten Mitbürgern am Herzen liegt, Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen, begrüßen wir Sie, hochgeehrter Herr Bundesrat,

mit vollkommener Hochachtung.

Die Beauftragten: Clara Nef
Gertrud Lauterburg

Zürich und Herisau, den 4. Oktober 1946

An den
Regierungsrat
des Kantons

Hochgeehrter Herr Regierungspräsident!
Hochgeehrte Herren Regierungsräte!

Die abschließende Vollversammlung des dritten schweizerischen Frauenkongresses vom 20.—24. September d. J. in Zürich hat einstimmig folgende Resolution gefaßt:

Die gegen die Alkoholgefahr kämpfenden Frauen ersuchen anläßlich ihrer Zusammenkunft am 3. schweiz. Frauenkongreß in Zürich die zuständigen Behörden um ernsthafte Prüfung der Frage der Bars und gewisser zweifelhafter Dancings, damit deren Zahl vermindert werde, ihre Schließung spätestens um Mitternacht erfolge und der Zutritt von Jugendlichen unter 18 Jahren verhindert werde. Sie bitten die betreffenden Behörden außerdem, die Schaffung von gesunden Unterhaltungsstätten für die Jugendlichen zu fördern.

Gleichzeitig hat die Versammlung unsere Studiengruppe beauftragt, für eine baldige Erfüllung der in ihrer Resolution erwähnten Begehren besorgt zu sein. Wir richten daher die höfliche Bitte an Sie, unserer Resolution nicht nur Ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, sondern unseren Anliegen, die sicher der Meinung aller gemeinnützigen Kreise entsprechen, in möglichst wirksamer Weise auch Nachachtung zu verschaffen.

In der Ueberzeugung, daß Sie sich dem Sinn unserer Eingabe nicht verschließen werden, begrüßen Sie, hochgeehrte Herren Regierungsräte, mit besten Empfehlungen

und vollkommener Hochachtung.

Die Beauftragten: Clara Nef
Gertrud Lauterburg

Zu diesen Eingaben wäre nun noch einiges zu sagen. Es mag da und dort Anstoß erregen, daß in

---

Nachdruck verboten

Michaela

11

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Der Major lachte dröhnend.

„Jawohl, liebes Fräulein Michaela! Völker lieben einander: ihre Erdölquellen, Kohlengruben, Erzlager, Holzreichtum, Fruchtebenen. Der Starke liebt, indem er sich einverleibt. Der Schwache liebt, indem er sich hingibt. Dann wird Frieden. Sie denken es sich ja wohl etwas anders, Ihr Lieben. Aber Sie werden noch Weltgeschichte erleben. Auch diese Franzosen hier werden aufwachen und sich die Augen reiben."

Durch diese Worte wurde Michaela abgelenkt, von dem Gedanken, den sie eben äußern wollte, vom Recht, das doch zwischen den Völkern bestehe, denn sie mußte wieder an den Kartenkönig denken und den Brief, den sie ihm heute Nacht geschrieben hatte. Woher wußte sie das, was sie ihm da sagte? Sie erhoffte es, sie wünschte es ihm, sie wollte es vom Himmel für ihn erflehen, denn sie hatte ihn doch lieb, wenn sie auch das nicht annehmen konnte, was er zu geben hatte, sie hatte ihn doch lieb. Das würde er aus ihren Worten lesen. Es war gut, daß sie, statt der drei Wochen, die geplant waren, nur noch drei Tage hier in seiner Nähe sein würde. Als sie ihm nachher im Vorbeigehen mit Peter den Brief übergab, verkündete sie ihm:

„In drei Tagen reisen wir ab." Jetzt wußte er es doch, ehe er ihn öffnete, so tat es ihm noch weniger weh.

Der Himmel war verhängt. Die See war unruhig wie ihr Herz. Der Sturm schüttete die Brandung donnernd an die Küste. Gelbe Schaumfetzen flogen heran. Soweit die Blicke über die unruhige Weite reichten, brachen die Wellenberge zu weißen Kaskaden um. Mächtige Wasserberge rollten heran und ängstigten den kleinen Knaben. Michaela baute ihm eine feste Burg, um und um hohe Mauern, und stieß dann mit dem Schaufenstiel Fenster hinein, daß er hinausgucken konnte nach allen Seiten. Das machte ihm Spaß. Und nun konnte sie ihr Badekleid anlegen und mit den Wellen kämpfen, wie mit ihrem Schicksal. Sie stürmte ihnen entgegen und sie stand — nein, sie stand nicht mehr, sie lag umgerissen, salzige Bitternis schluckend. Aber jetzt stand sie wieder, eine noch höhere kam, und sie stand, bis sie der nächsten erlag. Wieder und wieder, siegen und besiegt werden. Nach jeder Niederlage stand sie wieder auf, Mut im Herzen.

Ja, so soll es sein, mein Leben! jubelte es in ihr. Alles, alles will ich auf mich nehmen. Jedem Sturm entgegengehen!

Heißgekämpft kam sie aus den Wellen und warf sich auf den Sand. Sie hörte ihr Herz heftig gegen die Erde schlagen. Oder war es der Erde Herzschlag gegen sie? Sie schlossen einen Bund in dieser Stunde, die Erde mit ihr, sie mit der Erde.

Sie hatte heute keine Angst, am Fensterlein vorbeizugehen. Sie wußte zu tiefst, es war alles gut. Der Kartenkönig gab ihr die Hand und sagte leise:

„Sie haben recht, Michaela. Sie könnten ja fast mein Kind sein. Sie haben mir die Fenster aufgemacht und die Türe. Ja, ich werde mir jemand hereinholen. Nach diesem kann ich nicht mehr allein sein. Nur noch ein wenig Geduld, und Sie müssen erst fort sein. Sind Sie mit mir zufrieden?"

Michaela nickte.

„Ich danke Ihnen", konnte sie nur sagen, Glück in der Stimme.

„Liebe Kleine", sagte er noch ganz schnell und leise und ließ ihre Hand los, denn Gäste kamen. Sie hatte es gar nicht bemerkt.

Dieser Tag und der andere Tag gingen schnell vorüber. Er wäre so gerne noch einmal mit ihr spazieren gegangen, sie hätte es ihm so gerne gegönnt. Aber er hatte nicht frei. Michaela hatte auch sehr viel zu tun durch diese überstürzte Abreise. Sie fragte die Majorin, wo sie sich von der Familie trennen könne, denn sie wollte nicht ganz mit zurückfahren. Zu Hause wurde Peter von seiner alten Wärterin erwartet, der nur Angst vor der großen Reise in ein fremdes Land gewesen war.

„Wir reisen wieder die Nacht durch. Am Morgen ist es mir dann gleich, wo Sie aussteigen und Ihr Glück versuchen wollen", antwortete die Majorin. „Sie werden ja wohl eine Stelle finden können."

„Ich glaube auch", sagte Michaela. „Was ich suche, finde ich überall. Die Möglichkeit zu lernen. Sonst nichts."

Zum Abschied schenkte ihr Pierrette eine große Meermuschel, sie sei von ihrem Liebsten, aber er bringe ihr immer wieder neue, und Michaela gehe ja jetzt so weit fort vom Meer.

Der Kartenkönig kam mit einem großen Paket. Michaela erschrak, als sie es sah.

„Aber das ist doch nicht... das ist doch nicht..." stammelte sie.

„Mein Schiff. Doch, es ist mein Schiff. Da ist meine ganze Jugend drin. Nehmen Sie sie mit. Fahren Sie glücklich. Schreiben Sie auch einmal." Er versprach ihr, auch zu antworten und alles zu berichten. Michaela brachte das Geschenk kaum mehr in ihren Koffer.

Nun saßen sie im rollenden Zug. Der kleine Peter war weinerlich.

„Aber wir wollen doch gar nicht fort", sagte er zu Michaela, „und es rüttelt so sehr, und ich will wieder aufsteigen!"

Wollen, was man muß, dachte Michaela. Das ist das Geheimnis. Das kann der kleine Peter freilich noch nicht. Werde ich es immer können?

„Peter", sagte sie, „es ist doch so schön, heimzukommen. Dein Schaukelpferd hat schon so lange nicht mehr schaukeln dürfen, und deine Eisenbahn nicht mehr fahren."

„Und der Bär nicht Brumm-brumm machen!" nickte Peter und mußte wider Willen lachen. „Gelt du, er macht dann wieder Brumm-brumm?"

Plötzlich fragte sich Michaela: Hat meine Mutter das Meer gekannt? Und mein Vater? Was ist es für ein Schutz, der mich von dort begleitet? Bis jetzt hat mich ein Engel geführt. Jetzt ist ein Erzengel an seine Stelle getreten.

Sie sah eine mächtige Gestalt über sich stehen, in wehende Flammen gekleidet, das starke und ernste Gesicht eines Wächters: große, wache Augen, einen schweigend sprechenden Mund.

Die Erscheinung währte nur eines Augenblickes Länge. Dann sah sie wieder das Gepäcknetz an derselben Stelle über sich.

Heißer Dank stieg in ihrem Herzen auf.

Die Hilfsaktion der Schweizer Frauen

für hungernde Kinder und Mütter bittet zum Abschluß ihrer Aktion am 30. XI. 46 noch ein letztes Mal dringend um MC und Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII 2116

---

die Eingabe betr. Dancings das Wort zweifelhaft gekommen ist, da ja unsere Behörden heute schon auf Grund des Wirtschaftsgesetzes das Recht und die Pflicht haben, zweifelhafte Lokale im Interesse der körperlichen und moralischen Volksgesundheit zu schließen. Tatsächlich soll es so sein, und ist in den meisten Kantonen auch so, daß alle, von den Behörden erlaubten Betriebe, nicht zweifelhafter Natur sind. Dabei ist es ein offenes Geheimnis, daß es Kantone gibt, in denen eine laxere Beurteilung dessen, was gesunde oder ungesunde Betriebe sind, herrscht, als in anderen, und daß leider in der katholischen Innerschweiz zum Teil mehr kulturelle Rückständigkeit herrscht, als zum Beispiel in anderen Kantonen. Wenn man bedenkt, daß auf katholischem Gebiet alkoholfreie Gemeindestuben bis heute völlig fehlen sollen (Irrtum vorbehalten), so kann man nur wünschen, daß die so rührige und unter so ausgezeichneter Führung arbeitende Katholische Frauenbewegung am Kongreß auf diesem für unser Volk in sittlicher, gesundheitlicher und kultureller Beziehung so eminent wichtigen sozialen Gebiet neue Impulse erhalten hat, und auch auf diesem Arbeitsgebiet bald eine fruchtbare Zusammenarbeit aller Schweizerfrauen sich entfalten wird.

Um nun zum Schluß noch einen positiven Vorschlag in die Diskussion zu werfen, so wäre es folgender: Von sehr vielen jungen Leuten, meistens Studenten, ist mir schon gesagt worden, daß sie nicht begreifen könnten, warum die Frauen zum Beispiel in Zürich, Basel, Bern und so weiter, das heißt in den größeren Universitätsstädten, es nicht fertig brächten, selber die Gründung solcher Dancings auf alkoholfreier Basis an die Hand zu nehmen. Die Jugend wolle sich treffen, flirten; und tanzen wolle man auch — ihre Großeltern hätten das schon früher getan, hätten es aber unter andern Zeitverhältnissen mehr im intimen, familiären Kreis tun können. Die Gründung einiger solcher, sauber, großzügig, chic und komfortabel geführter, alkoholfreier Bars und Dancings würde sicher bei den jungen Leuten der verschiedensten kulturellen Kreise einen Erfolg haben wie seinerzeit die „Alkoholfreien" in Zürich. — Die Idee ist gut — wer geht ans Werk?

Daß die Alkoholfrage bei uns in der Schweiz eine brennende ist, das wissen alle diejenigen am besten, die sich um die Opfer des Alkoholismus, die Trinker, ihre Familien, die degenerierten Nachkommen, die unter Alkoholwirkung entstandenen Verbrechen und Unfälle zu kümmern haben.

Das Schweizervolk gibt jährlich 650 Millionen für Alkohol aus.

Das Schweizervolk spendet jährlich für das Internationale Rote Kreuz, was es in 5 Tagen für Alkohol ausgibt.

Sind das nicht Zahlen die zu denken geben; Zahlen, welche die Arbeit der Anti-Alkoholbewegung mehr als rechtfertigen?

25 Jahre Verein für Frauenbestrebungen Luzern

Nur ganz selten hat das „Schweizerische Frauenblatt" bisher über Ereignisse aus Frauenorganisationen in der Leuchtenstadt und über die von diesen seit Jahren geleistete kontinuierliche Aufklärungs-, gemeinnützige und soziale Arbeit berichtet. Ein freudiges Ereignis gibt uns Veranlassung, den eisernen Vorhang etwas zu lüften und seinen Leserinnen in der weiteren Heimat von einer entzückenden, eindrucksvollen Jubiläumsfeier und von einer 25jährigen intensiven Tätigkeit, die in dem unmittelbaren Kreis, in den sie ausgestrahlt hat, aber auch in der Oeffentlichkeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß gewesen ist, Kenntnis zu geben. Vor 25 Jahren ist kurz nach Beendigung eines vom Schweizerischen Frauenstimmrechtsverband durchgeführten Ferienkurses der Verein für Frauenbestrebungen aus der Taufe gehoben worden. Unter der jahrelangen zielbewußten, aber auch anregenden und zu gleichgerichteter Mitarbeit begeisternden Führung seiner ersten Präsidentin, Frau Dr. Schwyzer-Vogel, hat sich der kleine Kreis immer mehr geweitet und sich zu einer starken Organisation ausgebaut. Am letzten Samstagnachmittag wurde nun der Anlaß des 25jährigen Bestehens mit einer reizvollen Feier im schönen, durch sein gediegenes Gepräge Stimmung verbreitenden Konservatoriumssaal begangen, wozu sich auch der luzernische Stadtpräsident, Hr. Dr. Wey, einfand. Mit sichtlicher Freude konnte Frau Dr. Müller-Türche eine ansehnliche Zahl Mitglieder und Gäste begrüßen und die zahlreich eingegangenen Gratulationen verdanken. Zur musikalischen Umrahmung hatte das Streichquartett des Konservatoriums, bestehend aus drei vorzüglichen Geigerinnen und einem Cellisten, das Streichquartett in F-dur von Anton Dvorak zur Aufführung gebracht und mit seinem eindrucksvollen Spiel sich dauernde Sympathien erworben. In einer „Rückblick und Ausblick" überschriebenen Festrede der derzeitigen Präsidentin wurden in markanten Zügen die wichtigsten Daten und Begebenheiten, Errungenschaften und Pläne festgehalten und in ehrenden Worten den Pionierinnen von damals, als die Frauenfrage im Herzen der Urschweiz noch eine lächerliche Angelegenheit war und von den zu ihr Stehenden Mut und Ueberzeugungstreue heischte, der Dank abgestattet. Im Ausblick in die Zukunft gelobt unser Verein, mit Hilfe des Mannes und gestützt auf sein Vertrauen, zu versuchen, ein Heim und eine Heimat aufzubauen, die weniger auf Macht, als auf Recht, Treue und Vertrauen fußt und die alle von ganzem Herzen lieben können.

Herr Stadtpräsident Wey entbot die Gratulation im Namen der Behörde und legte in sinnigen Worten die Bedeutung der 25 Jahre am Großen, des kosmischen Geschehens und am Kleinen einer Vereinsgeschichte gemessen dar, erinnerte an unsere Mitwirkung an dem unter seiner Initiative ausgearbeiteten kantonalen Armengesetz und ermahnte, den in den Satzungen niedergelegten Idealen fernerhin treu zu bleiben. Ihm bedeutet die Tatsache, daß der Verein in den 25 Jahren nur dreimal seine Präsidentin wechselte — Frau Dr. Schwyzer, Fräulein Dr. G. Bieder, Frau Dr. Müller-Türche —, ein gutes Omen für eine weiter gedeihliche Entwicklung.

So wurde dieser Anlaß an der Wende des ersten Vierteljahrhunderts, die in jedem Vereinsleben als bedeutender Meilenstein einlädt haltzumachen, und Rückblick in Vergangenes und Ausblick in Zukünftiges zu halten, zum freudvollen Ereignis und zum Ansporn, im zweiten den Frauenbestrebungen weiter treu zu dienen.

I. V.

Ein Plagiat

El. St. Vor bald einem Jahr ist in unserem Blatt ein Feuilleton erschienen über „Gurs, Stadt der Not und Tränen, ein Tatsachenbericht" von einem Herrn E. A. Lang. In guten Treuen ist es aufgenommen worden. Einige Zeit nachher machte uns die Verfasserin des Buches: „Stadt ohne Männer"* Gertrud Isolani darauf aufmerksam, daß die betreffende Publikation ein krasses Plagiat darstelle.

Da das Buch uns vorher unbekannt gewesen ist, so sind wir Frau Gertrud Isolani dankbar, daß sie uns mitteilt, daß der betreffende Herr Lang zum Beispiel ganze Reihen von Sätzen einfach wörtlich abgeschrieben hat, den Inhalt einiger Romankapitel in Telegrammstil wiedergegeben und sogar die Namen der handelnden Personen übernommen hat. Ebenso klärt sie uns darüber auf, daß alles, was nicht aus ihrem Buch übernommen sei, nicht den Tatsachen entspreche, so seien Frauen und Kinder zu jener Zeit nicht im Velodrome interniert worden, auch keine Schweizerinnen, nur „femmes de provenance allemande".

Wir bedauern natürlich aufs tiefste, daß wir einem so krassen Plagiat die Spalten des Schweizer Frauenblattes zur Verfügung gestellt haben, und wenn wir bis heute mit der Richtigstellung dieser Angelegenheit gewartet haben, so geschah es aus dem Wunsch heraus, um auf Weihnachten hin noch einmal ganz ausdrücklich auf dieses interessante, spannend geschriebene Buch aufmerksam zu machen.

Es ist ein ergreifendes Dokument aus einer Zeit, da alles aus den Fugen geraten war und Gewalt und Grausamkeit Orgien feierten. Er schildert das Zusammenleben von Tausenden von Frauen aus allen Rassen, Nationalitäten, Religionen, sozialen Schichten, und zeigt die äußeren und inneren Konflikte auf, die aus einem solchen nahen, primitiven, zwangsmäßigen Zusammenleben so verschiedener Elemente herauswachsen. Die Verfasserin, eine schon vor dem Krieg auch in der Schweiz bekannte Journalistin war selber in Gurs interniert, das spürt man ihren Schilderungen an.

Eines der ergreifendsten Kapitel, dem man anfühlt, daß es die Verfasserin mit ihrem Herzblut geschrieben hat, ist das 15. Kapitel. Es schildert den inneren Kampf der jungen jüdischen Judith zwischen ihrer Liebe zu einem aus gemischter Ehe hervorgegangenen jungen Deutschen und der Religion ihres Volkes und ihrer Väter. In diesem Kampf zeigt ihr eine im Lager internierte junge katholische Nonne den Weg. Der junge Halb-Arier konvertiert zum katholischen Glauben, und erwartet dasselbe von seiner Braut. Die junge Nonne zeigt ihr den Weg — zeigt ihr den Ehrgeiz des Mannes die jüdische Belastung von seiten seiner Mutter durch den Uebertritt zu einer christlichen Konfession abzuschütteln, zeigt ihr die Unwahrscheinlichkeit, daß aus einer solchen Mentalität heraus eine glückliche Ehe entstehen könne. Und sie warnt sie davor, den Gott ihrer Väter und ihr ganzes Volk jetzt — gerade jetzt in den Tagen seiner größten Not zu verlassen, und zu verraten. — Sie weiß, daß sie nicht im Sinn und Auftrag ihrer Kirche handelt, aber sie hat erkannt, daß es ihre Pflicht ist, dem jungen Menschenkind den Weg zur Treue für eine Ueberzeugung zu weisen, die höher steht als die Liebe zu einem ehrgeizigen Mann. Das ist groß gedacht und meisterhaft geschildert.

Aber auch sonst enthält das Buch viel psychologisch Interessantes; und wir bedauern nur, daß es uns so spät erst in die Hände gekommen ist, und hoffen, ihm mit diesen Zeilen noch treue Freunde gewinnen zu können.

*Falken Verlag, Zürich.

Offener Brief an Hanna Willi

Ich habe mit großem Interesse Ihren Artikel über „Rauchende Frauen auf den Straßen" gelesen und mich ob seines verantwortungsvollen und großzügigen Tones gefreut, — gefreut vor allem auch an der Feststellung Ihres Bekannten! — Ich selbst rauche gerne meine Zigaretten nach dem Essen, vor allem abends gehört sie zu meinem Feierabend, zu der trauten Stunde am Familientisch, zu einem guten Buch oder als angenehme Begleiterin zu einem anregenden Plauderstündchen. — Ich habe mich selbst über Vorurteile von Bekannten und engherzig Eingestellten hinwegsetzen müssen und durfte mir immer mehr zugestehen, daß diese zwei bis drei Zigaretten, die ich mir im Tage leiste, meiner Weiblichkeit nichts anhaben konnten. Oft halfen sie mir nach einem aufreibenden Arbeitstag über die kritische Stunde, der Müdigkeit hinweg und regten mich zu einer spätabendlichen Arbeitsstunde an.

Dennoch wußte ich immer, wann ich auf den Genuß der Zigarette zu verzichten hatte um meiner Gesundheit willen. In diesem Sinne ist auch die Feststellung Ihres Bekannten bestätigt, daß wir uns als Hüterin und Spenderin des Lebens vor jeglichen Exzessen instinktiv hüten sollten. —

Daß nun aber der Krieg diese hier in der Schweiz beobachteten Engländerinnen zu Kettenraucherinnen gestempelt hat, kann ich aus eigener Beobachtung widerlegen. Denn schon im Jahre 1938 begegnete ich in den Straßen Londons Frauen mit brennenden Zigaretten in Mund oder Hand und sogar kindergangstoßende Mütter mit der Zigarette in der Hand waren keine Seltenheit. — Mein Geständnis, selbst regelmäßig Zigaretten zu rauchen, mögen zum vorneherein Beweise sein, daß ich meine mit Maß rauchenden Mitschwestern keineswegs kleinlich verurteile. Doch muß ich gestehen, daß die auf der Straße rauchenden Frauen ein seltsames Gefühl von Dekadenz oder Exzentrität in mir erwecken und zu den wenig negativen Eindrücken aus dem damaligen England gehören.

Für Ihre so menschlichen und verständnisvollen Feststellungen möchte ich Ihnen hier in aller Oeffentlichkeit danken und vor allem dem Wunsche Ausdruck geben, es mögen recht viele Frauen — und auch Männer! — vor allem auch jene Ausländerinnen, davon Kenntnis erhalten. Wir wollen gerne hoffen, es werde ihnen der Sinn Ihrer Zeilen bewußt! cf

Politisches und Anderes

Klare Stellungnahme

Professor Albert Einstein hat, zusammen mit anderen Wissenschaftern, einen Aufruf an die Bevölkerung der Vereinigten Staaten gerichtet. Es sollen 100 Millionen Dollars gesammelt werden für Aufklärungsaktionen über die soziale Bedeutung der Atomenergie und für die Bekämpfung ihrer Verwendung als Zerstörungskraft. Im Aufruf heißt es:

1. Die Atombomben können nun billiger und in großer Zahl hergestellt werden; sie werden noch größere Zerstörungskraft erhalten.
2. Es gibt keine militärische Abwehr gegen die Atombomben, und es kann auch keine erwartet werden.
3. Andere Völker können unsere Geheimverfahren selber entdecken.
4. Die Vorbereitung gegen den Atomkrieg ist vergeblich, und wenn sie versucht wird, wird sie die Struktur unseres sozialen Lebens zerstören.
5. Wenn ein Krieg ausbrechen sollte, so wird die Atombombe bestimmt verwendet werden und unsere Zivilisation mit Gewißheit vernichten.
6. Es gibt keine Lösung dieses Problems außer einer internationalen Kontrolle über die Atomenergie und letzten Endes die Ausschaltung des Krieges überhaupt.

Die große Rettungsaktion

auf dem Gauligletscher bei Rosenlaui erfüllt uns mit Genugtuung. Daß 12 Menschen, die zufolge einer Flugzeug-Notlandung vier bange Tage und Nächte völlig abgeschnitten von der Außenwelt auf 3300 Meter Höhe in Schnee und Eis zubringen mußten, gefunden und gerettet werden konnten, war nur dank rastloser und erstklassiger Leistung möglich. Es wirkte da die Charakterstärke leistungsfähiger Menschen zusammen mit raffiniertestem technischem Können. Unserer Flugwaffe, resp. zwei geübten Schweizer Fliegern mit ihren leichten Apparaten, war es vorbehalten, den erschöpften Menschen den mühevollen Abtransport durch unwegsame Gletscherwelt zu ersparen; den Bergführern und Gebirgssoldaten aber ist es zu danken, daß die Flugzeuge auf von ihnen gemachter Schneepiste überhaupt landen konnten. So haben Flieger und Bergler ihre Fähigkeiten und ihr Material, das seinerzeit zur Landesverteidigung bereitgestellt worden war, zur Rettung von Menschenleben in Friedenszeit einsetzen können. Der Dank der Amerikaner, die Anerkennung in der Weltpresse war spontan und lebhaft, stiller, aber nachhaltig der Dank der zahlreichen Radiohörer und Zeitungsleser: ein Dank, der den Menschen gebührt und einer Fügung, die Wetterunst und manch anderem „Zufall" dem Werk zum Heil werden ließen.

Der englische FHD besteht weiter

Die englische Regierung beschloß, den Frauenhilfsdienst auf freiwilliger Basis weiter beizubehalten. Die Dienstleistung der Frauen im FHD kann bis zu vier Jahren dauern. Offenbar ist da, ähnlich wie bei uns, die freiwillige Anmeldung eingeführt, der aber ein straffer Dienst zu folgen hat.

Pakete statt Bomben

Nachdem sich der britische Ernährungsminister lange dagegen ausgesprochen hatte, ist nun dennoch die Versendung von Liebesgabenpaketen ins Ausland (sie werden vor allem nach Deutschland gehen) frei gegeben worden. Einzelpersonen dürfen nur rationierte Waren senden, sodaß sie, die selbst sehr karg leben müssen, sich diese Lebensmittel am Munde absparen müssen. Und doch ... sie senden Pakete an die Deutschen!

Im Dienst der Nächstenliebe

Aus Deutschland kam die Nachricht, daß auf einer der dortigen Autobahnen der schweizerische Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz einem Autounglücksfall zum Opfer gefallen ist. Charles Huber war, nach 30jähriger erfolgreicher Tätigkeit im Ausland, schon 1941 ganz in den Dienst des Roten Kreuzes getreten und war von 1941 bis 1945 in Indien zum Wohl der Kriegsgefangenen und anderer Kriegsopfer tätig. Nun ist er, wie auch eine ihn begleitende englische Aerztin, auf einer seiner Dienstfahrten umgekommen. Wahrlich, „auf dem Felde der Ehre" sind diese beiden gefallen. Wir gedenken ihrer in Dankbarkeit.

E. B.

Wir bitten unverlangten Manuskripten immer Rückporto beizulegen.

Die Redaktion

Familie

Michaela ging in der milden Spätsommersonne durch die fremde Stadt, auf die von allen Seiten Rebhügel und Laubwälder freundlich niederblickten. Die Häuser hatten eine gute und treue Miene, ebenso wie die Menschen, die mit ihrem singenden Sprechen an ihr vorüberschritten. Sie schienen ihr geschäftig, doch ohne Hast, eifrig, und doch, als hätten sie Zeit. Sie Stadt war eine richtige Stadt aus Stein, mit viel Verkehr, mit alten und neuen auffälligen Gebäuden, und doch von vielen Bäumen beschattet, von Blumengärten durchträumt. Die Stadt gefiel Michaela. Sie mußte vor sich hin lächeln: sie ging, als käme sie woher und strebte wohin und wußte dabei nicht, wo sie heute nacht schlafen sollte.

Sie entdeckte ein blaues Schild, auf dem Stellenvermittlung geschrieben stand. Sie merkte sich die Straße. Dort mußte sie vorsprechen. Aber nicht jetzt, da der Zufall sie vorbeigeführt hatte, sie hatte noch Zeit, sie wollte später freiwillig hingehen. Sie wollte es noch länger auskosten, dieses merkwürdige schwebende Sein in einer Gegenwart und dabei Wissen von so viel anderen Gegenwarten hinter ihr: Dort das Meer mit Strand und Felsen. Die Stadt Jeanettes mit dem weißen und dem goldenen Schwan, die kleine Stadt Wehe mit dem Taubenflügelkrankenhaus, Feldmoos, der Hof und weiter noch verschwimmend die unbekannte Heimat der Mutter, die unbekanntere des Vaters. Dies alles stieg in dieser heiteren Gegenwart hinter ihr aus ihren Schritten auf und machte sie unendlich reich, die scheinbar arm und verloren., klein und gering durch diese fremde, große Stadt ging.

In einer schönen Straße hatte eine Bäckerei hinter großen-Glasscheiben ihre leckere Ware ausgestellt. Michaela trat ein, um sich ein Brötchen zu kaufen. Die Kunden drängten sich. Junge Mädchen mit weißen Spitzenschürzen und Häubchen bedienten mit freundlichem Lächeln. Alles gefiel Michaela wohl in dem Laden. Nachher verzehrte sie ihr Brötchen auf einer Bank in einer nahen Anlage. Spatzen hüpften zu ihren Füßen im Kies und pickten die Brösselchen, die sie ihnen aus dankbarem Herzen niederstreute. Doch dann kehrte sie auf ihren Schritten zurück, und alles, was erst noch fremd gewesen war, schien jetzt schon bekannt und fast vertraut, und suchte die Türe mit dem blauen Schild.

Eine freundliche Frau empfing sie und las ihre Zeugnisse durch.

„Ich hätte etwas", sagte sie nachdenkend, „doch das wird Ihnen wohl nicht passen, nach diesen Stellen. Es ist eine kleine Bäckerei in der Vorstadt, wo der Frau zu helfen wäre im Haushalt und mit den Kindern."

Michaela antwortete rasch:

„O doch, ich stelle mich vor." Sie mußte doch heute noch irgend wohin gehören.

Die Straßen wurden enger, die Häuser drängten sich ärmlich und ungepflegt aneinander. Michaela ging suchend umher. Ein großes Schaufenster, das in diese Umgebung gar nicht paßte und viel zu breit schien für sein schmales, graues Haus, lockte mit aufgetürmten Broten und Semmelkörben Christian Flohr, Bäckerei und Feinbäckerei. stand auf dem Glas. Das war der Name, den sie suchte. Michaela trat entschlossen ein, die Ladentüre klingelte. Eine blasse Frau wandte sich ihr müde zu: „Sie wünschen?"

„Sie suchen ein Mädchen zum Helfen?"

Das Gesicht der Frau erhellte sich.

„Ja. Ich kann es nicht allein schaffen mit den drei Kindern — ein viertes kommt bald — dem Haushalt und dem Laden. Kommen Sie!"

Die Frau führte Michaela durch den Laden in die kleine Wohnstube, wo das kleinste Kind im Wagen lag.

„Die Großen spielen draußen", erklärte die Mutter. Sie wurden bald einig über Lohn, Arbeit und Ausgänge. Michaela fuhr an die Bahn, ihren Koffer zu holen.

Als sie zurückkam, führte die Bäckerin sie in eine enge Kammer. Sie wäre in ihrer Kahlheit traurig gewesen, hätte nicht ein Waldhügel wie zum Trost hereingeblickt.

„Da werde ich mich gewiß wohl fühlen", sagte Michaela, nachdem sie dies entdeckt hatte, zur Verwunderung der Frau, die sie ängstlich beobachtet hatte.

Es ist aber kein Ofen da", machte die Frau aufmerksam, „das verlangen jetzt die meisten Mädchen. Und doch können sie sich ja bei uns unten in der Stube aufhalten."

„Es wird schon recht gehen", meinte Michaela und fühlte, wie die Frau an ihrer Seite aus dieser Antwort Leben sog. Sie verwunderte sich und fragte sich, was sie wohl so tief bedrücke. Sie sollte es noch am gleichen Abend erfahren.

Sie hatte der Frau etwas in der Küche geholfen, die beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, von der Straße hereingeholt, ihnen die Hände gewaschen und sie an den Tisch gesetzt. Die Mutter schöpfte die Suppe. Der Bäcker trat ein. Er war groß und hager, dunkel, mit unruhigen Augen. Die Frau stellte vor:

„Das ist meine neue Hilfe."

Der Bäcker meinte spöttisch:

„Wir wollen sehen, wie lange sie bei dir aushält. Ich denke, bald werde ich wieder eine neuere begrüßen."

Michaela dachte, bei der stillen traurigen Frau möchte sie es schon aushalten, aber ob bei ihm, war ihr fraglich. Kaum saß er und hatte einige Löffel voll hinuntergeschluckt, so fuhr er seine Frau an:

„Die Kasse stimmt wieder einmal nicht. Was hast du wieder gemacht? Zweiunddreißig Mark und fünfunddreißig Pfennige fehlen."

Die Frau erschrak.

„Zweiunddreißig Mark und fünfunddreißig Pfennige? Das kann nicht sein."

Sie besann sich.

„Das kann nicht sein!" äffte er sie nach.

„Hast du nicht zweiunddreißig Mark herausgenommen für die Streuzuckerrechnung? Das war doch heute morgen?"

Ja, das stimmte. Daran hatte er nicht gedacht. Aber die fünfunddreißig Pfennige fehlten trotzdem noch. Die Frau konnte oder wollte keine Auskunft geben. Während der Mann sich weiter ereiferte und die Frau mit immer schlimmeren Schimpfworten anschrie, trat der Lehrbub herein und setzte sich an den Tisch. Er und die Kinder schienen an diese Szenen so sehr gewöhnt, daß sie gleichmütig weiter aßen ohne aufzusehen. Endlich legte das kleine Mädchen den Löffel hin und sagte: satt. Nun war auch der Knabe satt. Die Mutter legte den Löffel hin und faltete einen Augenblick stumm die Hände. Der Lehrbub aß noch weiter. Der Vater hatte kaum etwas zu sich genommen vor Aufregung.

(Fortsetzung folgt.)

Preisgekrönte Schweizerinnen

Der zweite Romanwettbewerb des Schweizer Feuilleton Dienst hat ein erfreuliches Resultat gezeitigt. Von 61 eingegangenen Arbeiten hat die Jury fünf Romane mit Preisen ausgezeichnet und sechsen eine lobende Erwähnung zuerkannt.

Der 1. Preis wurde dem Erstlingswerk einer jungen Schweizerin unter großer Freude und Einstimmigkeit der Jury erteilt, nämlich Frau Hanni Ertini in Zürich. Frau Ertini, die sich vor ihrer Verheiratung mit Geschick und Begabung wie ihr Gatte, der bekannte Herr Enzo Ertini der Bühnenlaufbahn verschrieben hatte, ist bis jetzt nur in kleineren aber sehr feinen und pointierten Skizzen vor die Oeffentlichkeit getreten. Ihr erster, nun preisgekrönter Roman trägt den Titel: „Lächelst du, Mutter Anna?" und offenbart eine große Begabung und künstlerische Reife. Eine Reife, die ihr wohl das nicht immer einfache und leichte Leben einer Künstlerfrau und Familienmutter vermittelt, und für deren Ausdruck ihr offenbar eine große Begabung, die in ihrer allgemein künstlerisch betonten Natur liegt, zur Verfügung steht.

Den 2. Preis errang Frau Betty Gfeller, Goldbach mit ihrem Roman „Ein Mann wie du" — der mit seinen Spannungen vielleicht einmal noch den Film erobern wird.

Ebenso sehr freuen wir uns über die Ehrung welche einer unserer geschätzten Mitarbeiterinnen zu Teil wurde, die mit den „Erinnerungen der Marceline Desbordes-Valmore" den fünften Preis errang: Frau Dr. Margarete Schwab-Plüß in Sissach. Sie schildert in diesem Roman das Leben einer französischen Dichterin schweizerischer Abkunft, die ein sehr bewegtes Lebensschicksal hatte.

Unter den lobenserwähnten, finden wir auch noch eine Frau — Frau Louise Robert, Genf. Die Lorbeertragenden Männer Autoren sind Dr. J. F. Baillemier, Renan und Dr. Gustav Renker, Langnau-Bern, auf deren Romane man sich auch freuen darf.

Die Liebesbriefe

Margarethe Schwab-Plüß

Es war ein Regensonntag. Nur die Hausfrau und ihre Hilfe Elvira waren daheim geblieben. Frau Gärtner legte das Buch, in welchem sie las, beiseite und dachte nach. Etwas Unangenehmes stand ihr bevor, eine Auseinandersetzung mit ihrer Haustochter Elvira. Das ging nun doch über das Bohnenlied, immer diese Kartengrüße und Liebesbriefe, diese Anrufe am Telephon und diese Besuche! Frau Gärtner lag es von Natur aus nicht, ihrem Mädchen nachzuspionieren. Allein, bei Elvira drängten sich einem gewisse Verdachtsmomente geradezu auf. Eilte sie nicht immer herbei, so schwerhörig sie sich sonst oft zeigte, wenn der Briefträger auf das Haus zu kam? Zuweilen verirrte sich aber doch eine dieser Karten in Frau Gärtners Hand, oder sie entdeckte einen jener Briefe, wenn sie etwa vor einem Gewitter das offene Westfenster in Elviras Kammer schloß. Ohne die Briefe und Karten eigentlich zu lesen, warf sie doch einen Blick darauf, wobei ihr da eine zärtliche Anrede, dort eine herzbewegliche Klage und Bitte oder ein glühender Liebesschwur in die Augen fiel. Wenn es wenigstens nur ein einziger gewesen wäre, der an Elvira schrieb! Aber immer neue Namen tauchten auf: Ihr Paul, Ihr ergebener Karl. Dein getreuer Hans. Dein Dich liebender Heinrich. Allerdings hatte Elvira eine große Verwandtschaft, worunter viele Vettern — Vettern waren das sicher nicht, die diese Liebeserklärungen losgelassen hatten. Richtige Vettern pflegen nicht anders als Brüder sachlich und trocken zu sein. Eine lange Erfahrung im Umgang mit jungen Mädchen hatte Frau Gärtner überhaupt gegen angebliche Vettern mißtrauisch gemacht. Sie sagte sich: Schriftliche Liebe ist freilich Liebe aus der Entfernung, und Liebe aus der Entfernung ist ungefährlich. Aber die Telephongespräche und die Besuche, die Frau Gärtner ja erst auf den blühenden Briefwechsel aufmerksam gemacht hatten! Immer wieder hatte sie sich vorgenommen, mit dem Mädchen zu reden, und immer wieder gezögert, eben weil es ihr zumider war, sich in die Angelegenheiten der andern einzumischen, da sie den Menschen zunächst nur Gutes zuttraute. Wenn nur das Mädchen nicht so polizeiwidrig hübsch wäre, dazu von einer Mutter mit romantischem Einschlag, was schon der Name Elvira bewies, den sie für ihr Kind ausgesucht hatte.

Aber das heute ging nun doch zu weit! Hatte das junge Ding nicht gefragt, ob sie das nächste Wochenende auswärts zubringen dürfe? Natürlich mit einem Herrn, das war an den Fingern abzuzählen! Man denke: vom Samstag bis zum Montag! Wenn da nicht Gefahr im Verzug war! Entschlossen erhob sich Frau Gärtner und stieg die knarrende Treppe zu Elviras Kammer hinauf. Sie klopfte. Eine helle Stimme rief: „herein!" Richtig, da saß das Mädchen an seinem Tischchen und ließ wohl eine seiner verliebten Antwortepisteln los. Besonders schuldbewußt sah sie nicht aus. Nur verwunderte, große Kinderaugen ließ sie auf der Eintretenden ruhen, während der Luftzug ihre natürlichen, kastanienbraunen Wellen wie einen lustig flatternden Vorhang um das runde, rotbackige Gesichtchen mit dem Stumpfnäschen und dem Grübchen im Kinn wehte. Was Wunder, daß Elvira den Burschen gefiel! Und welch treuherzigen Ausdruck es hatte! Das Mädchen konnte unmöglich verdorben sein. Kenne sich da eins aus!

Frau Gärtner gab sich einen Ruck. Sie kam auf Elviras Bitte zurück und sagte, ehe sie ihre Einwilligung gebe, müsse sie Näheres wissen. Elvira möge ihr Vertrauen schenken; es sei ja selbst noch so jung. Sie meine es gut, und nur Sorge um das Wohl ihrer Haustochter führe sie her. Es werde doch nicht allein den Wochenendausflug machen wollen, und Verwandte habe es, so viel sie wisse, in jener Gegend auch nicht. „Es mit ein Herr mit wir kommen," gestand Elvira jetzt mit gesenktem Blick. „Was ist das für ein Herr?" fragte Frau Gärtner streng. „Ich weiß es selber nicht", flüsterte das Mädchen verwirrt. „Ich hab ihn halt im Zug kennen gelernt, als ich aus den Ferien zurückkam." — „Das ist alles!" — „Bis auf seine Briefe," gab Elvira erröend zur Antwort. „Im letzten hat er mich in den Bärentobler Wald eingeladen." — „Wie? Wissen Sie denn nicht, daß in dem abgelegenen, stundenweiten Wald ein Mädchen von seinem Liebhaber erschossen worden ist? Haben Sie denn kein Bedenken, sich einem so gut wie Unbekannten anzuvertrauen?" „Er schreibt so nett," wandte Elvira kleinlaut ein.

Hier galt es einzusetzen. Frau Gärtner kam auf die Karten und Briefe, die Telephongespräche und die Besuche zu sprechen und stellte ihrer Haushilfe vor, welches Unrecht es sei, mit mehreren jungen Leuten zugleich sogenannte Freundschaften und Briefwechsel zu unterhalten. Es sei ihr wohl bekannt, wie weitherzig, um nicht zu sagen, sträflich leichtfertig, die Menschen der heutigen Zeit darüber dächten, und sie wolle auch zugeben, daß nichts Böses dahinter zu stecken brauche. Aber die Gefahren seien allzu groß, das schlecke keine Geiß weg. Schließlich könne man doch nur einen von allen heiraten, und ein junges Mädchen müsse doch spüren, für wen ihr Herz spreche.

Elvira war tiefer errötet, sah jedoch eher nur nachdenklich als zerknirscht aus. Sie wisse wohl, bekannte sie, daß es eine üble Sache sei, in die sie da geraten. Sie habe sich das selbst schon gesagt, ohne doch zu wissen, wie dem abzuhelfen sei. Wo sie noch gewesen, sei es ihr gleich gegangen: Sie sei einfach lustig gewesen, habe gern gelacht und sei freundlich gewesen mit allen Leuten. Da sei gleich Einer gekommen und habe mit ihr spazieren oder korrespondieren wollen, habe sie eingeladen oder ihr etwas geschenkt. Wenn ihr dann zuviel geworden sei, habe sie die Stellung und den Ort gewechselt, doch nicht genug damit, daß es ihr in der neuen Stelle wieder gleich gegangen sei, hätten auch die früheren Bekannten ihren neuen Aufenthaltsort erfahren und hätten ihr entweder geschrieben oder seien selbst gekommen. „Es ist eine wahre Plage!" faßte Elvira seufzend ihren Bericht zusammen, „man macht damit nur wider Willen alle Freundinnen wütend." Was ihr Herz anbelange, so habe es im Grunde noch für keinen gesprochen. Sie sehe vielmehr die Fehler dieser verschiedenen Bewerber wohl, nur bringe sie es nun einmal nicht über sich, einem nein zu sagen. Die Burschen täten ihr zu leid, wenn sie so um ein gutes Wort oder um einen Kuß bettelten. „Hat denn nicht schon Hebel gesagt," meinte sie mit einem mal schalkhaft:

„E Kuß in Ehre,
wer will's verwehre?

Und ein Kuß in Ehren ist es bis dahin immer gewesen, Frau Gärtner!" Frau Gärtner lächelte unwillkürlich. Ein anderer klassischer Ausspruch ihrer Elvira fiel ihr ein, den diese auf die Mahnung, gründlicher abzustauben, getan hatte: „Nehmen Sie doch den Staub nicht so schwer, Frau Gärtner! Wir sind ja aus Staub gemacht und werden wieder zu Staub!" Doch sogleich legte sie ihr Gesicht wieder in strenge Falten und rügte: „Sie sind und bleiben ein rechter Leichtfuß, Elvira! Wer nicht nein sagen kann, auch zum Unrecht nicht, bringt schließlich sich und andere ins Verderben. Wenn Sie die Dinge weiter so schlitteln lassen, kann es zwischen Ihren Freiern noch zu Mord und Totschlag kommen; oder aber Sie müssen selbst daran glauben; denn in Liebessachen versteht ein junger Mensch keinen Spaß. Prüfen Sie sich, welcher von den Burschen am besten zu Ihnen passen würde, dem geben Sie dann getrost Ihr Jawort." — „Es paßt eben keiner so recht", gestand Elvira. „Heini ist schon so lang arbeitslos und gibt doch Geld fürs Kino und für Zigaretten aus. Ich habe ihm schon ein paarmal von meinem Lohn leihen müssen; aber zurückgegeben hat er mir noch nichts. Und Paul hat seine Stelle aufgeben müssen weil er immer hustet. Dienst hat er auch nicht tun können. Ich glaube, er ist leidend, der arme Mensch. Was den Hans angeht, so plagt er mich immer, ich solle zu meiner alten Tante Lisa ziehen die seinerzeit Buffetdame gewesen ist und ein Schönes erspart hat. Die solle ich bearbeiten, daß sie mir alles vermacht, wo sie doch eine ganze Schar Neffen und Nichten hat! Ich mag gar nicht; das gäbe ja eine Feindschaft für immer. Der Karl, auf den ich Häuser gebaut hätte, ist auch nicht zuverlässig. Da hat mir ein fremdes Mädchen geschrieben, sie habe ältere Rechte an ihn undsoweiter." „Von solchen Leuten nehmen Sie noch Briefe an?" entrüstete sich Frau Gärtner. „Ich habe ihnen schon eine Weile nicht mehr geantwortet", entschuldigte sich das Mädchen. „Ich schreibe überhaupt nicht viel, höchstens auf drei Briefe, die ich bekomme, einen." „Es dürfte keiner von allen der rechte für Sie sein", meinte Frau Gärtner nachdenklich. „Erwägen Sie alles wohl, und wenn Sie auch zu dieser Einsicht gekommen sind, so bleiben Sie fest und lassen Sie alle Post zurückgehen auch auf die Gefahr hin, ledig zu bleiben, eine Gefahr, die Sie bei Ihren jungen Jahren noch lange nicht zu fürchten brauchen. Aber besser nicht verheiratet als unglücklich." — „Ich habe eben gedacht dieser Herr Langenstein, der mich ins Bärentobel eingeladen hat, meine es vielleicht gut mit mir", bemerkte Elvira zaghaft. Frau Gärtner schüttelte entschieden den Kopf. „Das tut keiner, der es gut meint. Haben Sie denn auch bedacht, daß Sie in jenem entlegenen Wald ganz in der Gewalt dieses Fremden wären, von dem Sie nicht einmal wissen, ob er ledig ist oder nicht!" Jetzt erblaßte Elvira und blickte ihre Frau aus weitaufgerissenen, erschrockenen Augen an. „Ich gehe nicht", stammelte sie. „Ich danke Ihnen. „Aber das ist ja gräßlich. Wie soll man denn wissen, wer es redlich meint?" — „Vor allem nicht, wer einem schön tut und dabei üble Zumutungen stellt. Haben Sie Zutrauen zu mir! Ich werde Ihnen immer gern mit Rat und Tat beistehen. Und vor allem: haben Sie Vertrauen zu unserm Herrgott, der allein weiß, was für Sie gut ist und es treu mit Ihnen meint. Er wird Ihnen gewiß den rechten Weg zeigen. Beten Sie denn auch?" — „Dann und wann", bekannte Elvira offen, „wenn ich etwa Kopfweh oder Halsweh habe oder wenn in der Küche etwas schief gegangen ist oder lange kein Brief von daheim gekommen ist." — „Also, wenn Sie in der Not sind", lächelte Frau Gärtner. „Und doch ist das alles nicht so wichtig wie Ihre künftige Ehe."

In Gedanken ging die Hausfrau wieder in ihre Wohnung hinunter, Elvira ebenso nachdenklich zurücklassend, wie diese es bei ihrer leichtlebigen Natur noch selten gewesen war. So schlechte Menschen gibt es auf der Welt! Und selber sollte man entscheiden und sein Leben an die Hand nehmen? Da hatte die Frau schon recht: ohne Beten kommt man da nicht durch! Ihr Blick fiel auf den angefangenen Brief. Unbekümmert um das schon Geschriebene, was sich recht freundlich und zutunlich lesen mußte, fügte sie in einem neuen Abschnitt dem Brief an den unbekannten Herrn Langenstein eine kühle Absage bei, klebte eine Marke darauf und trug ihn eilig zur Post.

In der nächsten Zeit wunderte sie sich, wie sie bis jetzt ohne einen Gedanken an Gott hatte dahinleben können und wenn auch ihre Frömmigkeit eine wunderliche, selbstsüchtige war, barg sie doch schon viel Trost in sich. Oft war es nach reichlich bemessenem Tagewerk nur ein kurzes Stoßgebet vor dem Einschlafen: Lieber Gott, zeig du mir den rechten Weg!

Eines Tages hielt sie wieder einen Brief in der Hand, diesmal aus der Heimat. Wieder einen Liebesbrief, aber so ganz anders als die andern. Nichts von schwungvollen Sätzen, die man nur halb verstand, nichts von Schmeicheleien und verliebtem Gestammel, sondern ruhige, gute, zum Teil ganz sachliche Worte. Und doch ein Heiratsantrag in aller Form, von einem Nachbarn und Schulkameraden. „Du bist so weit fort", schrieb er, „und ich habe kein Geld, hinzureisen, sonst würde ich dir sagen, wie mir's ums Herz ist. Das ginge besser als schreiben. Also, mein Bruder und meine Schwester haben sich nach auswärts verheiratet. Nun sind nur noch der Vater und ich beisammen. Ich übernehme unser Häuschen. Du kennst es ja. Es hat dir immer gefallen, das Bahnwärterhaus im Wald. Jetzt haben sie eine Unterführung gemacht und den Vater pensioniert. Das gibt immerhin einen kleinen Zuschuß in den gemeinsamen Haushalt. Daß ich eine gute Stelle als Vorarbeiter in der hiesigen Fabrik habe, wirst du wissen. Kurz, es fehlt nur eine Frau, die Haus und Garten in Ordnung hält, gut mit dem alten Vater ist und mir alle Tage Sonntag macht. Möchtest du diese Lücke ausfüllen und als meine liebe Frau in unser Häuschen einziehen? Es ist freilich nur bescheiden, und ein schönes Mädchen wie du könnte wohl andere Ansprüche machen. Aber ist treue Liebe nicht auch etwas wert? Siehst du, ich habe die Jahre her immer an dich gedacht. Ich nehme den Mund gewiß nicht zu voll, wenn ich sage, daß es auf der weiten Welt keinen gibt, der dich so liebt wie ich, heiß und treu und fest, kurz, fürs ganze Leben.

Nachschrift: Daß deine Eltern und mein Vater es gerne sehen, wenn wir ein Paar werden, weiß ich.

Wilhelm."

Das Mädchen ließ den Brief sinken und sann nach. Da sah es ihn wieder vor sich, den Wilhelm, seinen Nachbar und Freund und Beschützer von klein auf, sei es gegen die Schneebälle großer, wilder Buben, gegen einen bösen Hund oder an einer schwierigen Stelle auf Schulreisen, wenn alle davongeeilt waren und die kleine Elvira im Stich gelassen hatten. Ja, treu war er, wenn er auch nicht viele Worte machte. War er schön? Sie mußte es nicht. Sie hatte ihn gern, so wie er war. Bei ihm war gut sein, wehte Heimatluft. Er hatte immer an sie gedacht! Und sie selbst? Wie hatte sie ihn je vergessen können? Jetzt aber zeigte er ihr den Weg wie einst auf den Schulreisen. „Lieber Gott, ich danke dir!" rief sie unwillkürlich und rannte mit dem Brief zu Frau Gärtner. Diese las ihn bedächtig und fand: „Das ist doch etwas anderes als das nichtssagende, verliebte Geschreibsel, das mir sonst in die Hände geraten ist. Aber wollen Sie sich die Sache nicht doch reiflich überlegen?" — „Nein, nein! Ich schreibe ‚ja'!" rief Elvira im freudigen Ton der Ueberzeugung. „Den Wilhelm kenne ich und habe ihn lieb, weil ich einzig zu ihm Vertrauen habe. Bei ihm findet mich keiner, auch wenn einer nachgereist käme, und wenn mich doch einer fände, so täte ihm der Wilhem schon heimgünden. Es gibt ja keinen zweiten wie ihn!" — „Wenn es so ist, und seinem Brief nach muß ich es glauben, dann hängt es also nur von Ihnen ab, ob Sie in der Ehe glücklich werden oder nicht", sagte Frau Gärtner ernst. „Nun aber weg mit allen andern Liebesbriefen!"

Als Elvira schon von Familie Gärtner fort war und eine ebenso tüchtige, wenn gleich weit weniger anmutige Nachfolgerin erhalten hatte, fing es in der Küche fürchterlich an zu rauchen, und schließlich durchzog der Rauch das ganze Haus. Da der Kaminfeger kurz vor Elviras Weggang erst dagewesen war, konnte man sich diesen Mißstand nicht erklären. Als die neue Hilfe eines Tages auch ihre Kammer raucherfüllt fand, fiel es ihr ein, die Rußtürchen des Kamins zu öffnen, das durch die Kammer führte. Da qualmte es auch schon in dicken, beizenden Schwaden hervor. Eine Schicht angekohltes Papier, das im Kamin steckte, hemmte den Rauchabzug. Kreszens, Elviras Nachfolgerin, holte geistesgegenwärtig eine Feuerzange und zog das Hindernis mit einem kecken Griff heraus. Da flatterten sie in der Kammer umher, Elviras halbversengte Liebesbriefe! Und Kreszens haschte darnach und blies mit vollen Backen darauf und las mit tränenden, immer entsetzteren Augen und grimmigerem Gesicht: „Ihr Paul. Ihr ergebener Karl. Dein getreuer Hans. Dein Dich liebender Heinrich. Ihr Max Langenstein." Was für ein schlechtes Tuch hat da vor mir gehaust!" sagte sie schaudernd. „Der schreiben gleich ein halbes Dutzend. Und unsereins wäre froh, wenn es einen Schatz hätte!"

Reise nach Rom

zur Teilnahme als Gast am 9. Kongreß der Unioni Cristiane delle Giovani d'Italia (U. C. D. G.)

Fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges war ich nach verschiedenen Telephonanrufen und dank eines freundlichen Postbeamten, der mir zuliebe den Zürcher-Postsack zuerst leerte, doch noch in den Besitz des Reisepasses mit dem italienischen Visum gelangt und konnte zur festgesetzten Zeit wirklich dem Süden zufahren.

An den lieblichen Gestaden des Comersees durfte ich bei Freunden einen herrlichen Sonntag erleben und konnte nebenbei bereits dort schon einen Begriff davon bekommen, was es für eine italienische Hausmutter heißt, tagtäglich für die Verpflegung ihrer Lieben sorgen zu müssen.

Am Montag früh wurde ich nach Mailand begleitet und bereits 1½ Stunden vor der Abfahrt in den Zug spediert, um gerade noch einen Sitzplatz finden zu können. Man hatte mir daheim dringend angeraten, mit dem „Autopullman" nach Rom zu fahren, aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt, 3. Klasse zu reisen. Ich wollte sehen und hören, wie das Volk lebte, das sich keinen Pullman leisten konnte, und es hat mich keineswegs gereut, obschon ich es natürlich hätte bequemer haben können. Von meinem Fensterplatz aus genoß ich dann die langentbehrte sonnige italienische Landschaft und freute mich an dem emsigen Arbeiten überall. Viele Spuren der Zerstörungen waren schon beseitigt, aber das Herz tat immer und immer wieder weh bei diesem und jenem schaurigen Anblick von Trümmern. An manchem Hause, das bis zu drei Vierteln zerstört war und keinen Ein- und Ausgang mehr zeigte, flatterte Wäsche am Seil und schauten Menschen aus den Fensterhöhlen. Wie mochten sie bloß in jene noch bestehenden Kammern hinaufkommen und ruhig darin schlafen?

In Pavia und Tortona hatte der Zug noch mehr Reisende aufgenommen, und wenn man schon manchmal fast nicht mehr wußte, wohin mit seinen Füßen, rückte man immer noch mehr und noch mehr zusammen, um alle mitsamt den vielen Koffern und oft seltsamen Bündeln mitzunehmen. Die Menschen waren sauber, wenn auch oft sehr ärmlich gekleidet; die Frauen fast durchwegs strumpflos und ohne Hut (ich selbst habe dann im warmen Rom auch keine Strümpfe und keinen Hut mehr getragen, um nicht unnötig aufzufallen und angehalten zu werden).

In Genua galt es, lange zu warten, bis der etwa zur gleichen Zeit in Turin abgefahrene Römerzug eintraf und ein Bahnangestellter mir den verschlossenen, für ungefähr 70 Kongreßteilnehmerinnen reservierten Wagen öffnete, wo ich mit Hallo empfangen wurde und von einer Umarmung zur andern wanderte. Bei diesen Italienerinnen gab es nicht erst ein langsames Sich-Erschließen: So wie ehedem war ich mit einem Mal mitten drin in warmer Freundschaft, als ob es überhaupt nie eine Trennung gegeben hätte. Auch bei den noch Unbekannten begegnete die Schweizerin großer Herzlichkeit. Plötzlich erfuhr leider dieses Sichaneinanderfreuen einen Unterbruch: Der Zugführer hatte angesichts des Andranges von Reisenden einfach den reservierten Wagen öffnen lassen, der im Nu überfüllt war wie jeder andere auch. Alles Protestieren half nichts. Die Mädchen mußten sich mit dem Gedanken vertraut machen, die Nacht mit allerlei fremden Reisenden verbringen zu müssen.

Gleich nach dem Verlassen des Bahnhofes Genua bekam man so eine rechte Ahnung davon, was für Schreckenstage diese Gegend hinter sich hatte. Es sah noch furchtbar aus, trotzdem schon seit vielen Monaten tapfer am Wiederaufbau gearbeitet worden war. Der Schnellzug mußte oft ganz, ganz langsam fahren, und wenn es über eine der vielen Notbrücken ging, wurde einem fast unheimlich zu Mute. Bedachte man, daß kaum eine einzige Brücke auf der ganzen Linie verschont worden war, so hatte man allen Grund, dafür dankbar zu sein, jetzt schon wieder „so schnell" nach Rom reisen zu können (Mailand ab: 12.30, Rom an: anderntags zwischen 9 und 10 Uhr). Am Rande des Schutes, und oft noch mitten drin, grünten liebliche Zitronenbäumchen und trugen ruhig Blüten und Früchte.

Vor dem raschen Einbruch der Nacht, zwischen einem Tunnel und dem andern (wenn man nicht rasch genug war mit dem Schließen der Fenster und Ersatzbretter, hatte man beißenden Rauch im Wagen) erlebten wir noch das Meer, hörten sein Rauschen und sahen, wie sich die Wellen am Ufer brachen. Blutrot versank die Sonne in der Flut und bald herrschte Dunkelheit um uns herum. An ein Schlafen war kaum zu denken in der unbequemen Lage, aber man gab sich Mühe und war wenigstens still. Mußte jemand ans „Oertchen" so hieß das: Hindernislaufen; die Menschen in den Gängen rückten dann noch enger zusammen und machten geduldig und ohne zu murren Platz, auch diejenigen natürlich, die sich samt ihren Koffern im Oertchen selbst installiert hatten und dort wenigstens die Nasenspitze zum Fenster hinausstrecken konnten.

Endlich graute der Morgen, und als der Zug ¼ Stunde verfrüht im Bahnhof Termini in Rom anlangte, entstieg ihm ein müdes, schmutziges Völklein, das sich durch die schreienden, vor allem Zigaretten anbietenden Schwarzhändler hindurchwinden mußte.

In der Via Balbo 4, im Haus der Unione, war alles zu unserem Empfang bereit. Etwa 90 Personen konnten daselbst beherbergt werden. Beim Mittagessen, im schönen dreiteiligen Saal, fand die erste Begrüßung statt seitens der Turiner-Präsidentin, Frau Bragaglia, welche die organisatorischen Richtlinien festlegte und diesem Kongreß den Namen „Congresso del sorriso" gab; keine Teilnehmerin sollte an der andern je achtlos und ohne ein Lächeln vorbeigehen. Mir scheint, der Kongreß habe seinem Namen alle Ehre gemacht! Man erfuhren dann, daß das Haus drei Jahre lang ohne Wasser gewesen war. Dank der finanziellen großzügigen Hilfe aus Amerika hatte man alles wieder instand stellen können. Aber es hieß sparen, auch im Wasserverbrauch. Das eigene, zu jedem Essen mitzubringende Besteck mußte von jedem Gast selbst gereinigt werden, und zwar nicht etwa mit Wasser, sondern mit der Papierserviette, die jedesmal neben dem Teller lag. Auch bei aller Sparsamkeit, die einem fast jeden Tag wieder in Erinnerung gerufen wurde, kam es vor, daß gegen Abend hin kein Wasser mehr aus dieser oder jener Röhre floß.

Während das Komitee sich zur Vorarbeit zusammenfand, benützten die andern den freien Nachmittag zur Besichtigung der ewigen Stadt, begleitet von römischen Pfadfinderinnen.

Der Kongreß, an dem etwa 130 Töchter und Frauen protestantischer Konfession teilnahmen, wurde offiziell am Mittwoch, den 1. September um 9 Uhr durch eine ergreifende Meditation von Herrn Pfarrer Mariano Moreschini eröffnet. Er führte uns unsere geistige Aufgabe klar vor Augen, in diese Welt — so wie sie ist — die Größe des Christus zu tragen; dafür seien wir da. Und als Frauen, die Lebenderhaltenden, sollten wir die Ernsthaftigkeit, die Heiterkeit im Leben pflegen; sollten wie einst S. Benedikus und Santa Scolastica den schneebeladenen Rosenstrauch zum Blühen bringen.

Nach der warmen Begrüßung durch Frau Pennington, die Präsidentin von Rom, hielt die greise nationale Präsidentin, Frau Noelie Malan, die Ansprache. Sie hatte mit ihren über 80 Jahren die Reisestrapazen nicht gescheut, um im gleichen Saal, in dem im Jahre 1932 der letzte Kongreß getagt hatte, nochmals das Wort zu ergreifen und die Mahnung auszusprechen, nicht vor der Riesenarbeit, die jetzt zu tun sei, zurückzuschrecken, sondern unbekümmert um eigene Schwachheit und Ungenügen mit der Kraft ans Werk zu gehen, die Er uns schenken würde.

Am Nachmittag gedachte Frau Ines Zilly-Gay aus Florenz noch einmal der verstorbenen Generalsekretärin, Frl. Elisa Meynier, der hohen, vorbildlichen

Frau, mit der man jederzeit über jedwelches Anliegen hatte sprechen können und über welches sie durfte, bei ihr Verständnis und weitere Urteilskraft zu finden. Frau Filly entwarf dann ein außerordentlich lebendiges Programm der heutigen Aufgaben: Dienen wollten wir. Die U. D. C. sollten ein Ausgangspunkt neuen Lebens sein, nicht nur ein Friedenshort. Der Bibel dürften wir uns nicht mehr, wie vielleicht zu oft in der Vergangenheit, als sanftes Ruhekissen bedienen. Unsere Pflicht sollte die sein, Gott hinzubringen, wo er nicht war. Die „Cafe Unioniste" (Foyers), mit gutem Geschmack ausgerüstet, sollten Mittelpunkte christlichen Lebens werden und die durch den Krieg unterbundenen Zweigarbeiten aller Art wieder neu aufblühen.

Die Prüfung und Neugestaltung der Statuten und Reglemente erforderten anstrengende, mühsame Kleinarbeit und gaben Anlaß zu temperamentvollen Auseinandersetzungen. Dafür berichteten am Abend, als „Dessert", einige junge Mädchen mit Begeisterung und großer Dankbarkeit von den internationalen Kursen und Zusammenkünften, an denen sie im Sommer in der Schweiz und in Frankreich hatten teilnehmen dürfen (Schloß Hünigen, Coppet, Paris).

Dem Thema „Unsere Publikationen" war der ganze Donnerstag Morgen gewidmet. Frau Ketty Comba-Alcuston, die Kongreßpräsidentin und bisherige Redaktorin, referierte mit Ernst und großem Verantwortungsbewußtsein und unterbreitete neue Vorschläge. Ich bewunderte diese kluge, ausgeglichene, ruhige und wenn nötig doch wieder mit südlichem Feuer die Sache vertretende Frau, die Mutter von sechs Kindern ist, ganz besonders. Alles was „Ali", das Vereinsorgan, betraf, wurde in allgemeiner, lebhafter Diskussion streng unter die Lupe genommen, war es doch keineswegs gleichgültig, was für eine innere und äußere Gestalt die vor beinahe 50 Jahren als erste in Italien erscheinende Frauenzeitschrift annehmen sollte. Hatte man seinerzeit Pionierarbeit geleistet, so durfte man jetzt nicht zurückstehen und mußte den heutigen evangelischen und anderen sich dafür interessierenden, gleichgesinnten Frauen etwas Gutes bieten. Die Mittellosigkeit durfte keine unüberwindliche Rolle spielen; wo Gott einen Auftrag erteilte, würden auch die dazu nötigen Finanzen zu finden sein. — Der endgültige Beschluß war dann später der, „Ali" vorläufig ohne die vorgeschlagenen umwälzenden Neuerungen herauszugeben, aber „in verbesserter Auflage" und häufiger.

Es würde zu weit führen, wollte ich das ganze Programm des Kongresses besprechen; es mögen noch einige Hinweise genügen. Jeder Tagesarbeit ging natürlich eine religiöse Betrachtung voran. Deren eine hatte die Professoressa Anna de Micco, eine seit Jahren mit dem Werk vertraute und befreundete Katholikin, Leiterin eines bekannten Mädcheninstitutes übernommen unter dem Titel: „Die christliche Frau als Mitglied der Allgemeinheit". Wer dem Nächsten dienen wolle, sagte sie u. a., müsse sich auf den Weg machen, Maria gleich, dürfe aber sicher sein, daß im Augenblick der größten Müdigkeit die göttliche Kraft zu Hilfe kommen werde. Darum gelte es, den guten Kampf zu kämpfen, den guten Weg zu durchlaufen, den Glauben hoch zu halten.

Im Laufe der Woche waren zwei feine Vorträge von Herrn Pfarrer Vittorio Subilia aus Aosta zu hören über „Die Kirche in der heutigen Welt", in denen die zentrale Botschaft des Evangeliums, Jesus Christus ist der Herr, hervorgehoben wurde. — Herr Prof. Giorgio Spini mußte am Sonntagabend ein größeres Publikum (gewisse Veranstaltungen waren öffentlich) zu fesseln über das sizilianische Problem, das er vor allem als ein wirtschaftliches darstellte.

Für den Abend, an dem die vier ausländischen offiziellen Delegierten aus Amerika, England, Frankreich und der Schweiz (Mlle. Gauthier aus Genf) von ihrer Arbeit im eigenen Lande berichteten, hatte man sich so hübsch wie möglich gemacht; zwei junge Waldenserinnen trugen sogar ihre schönen alten Trachten mit den charakteristischen Faltenhäubchen. Aber nicht nur an diesem Abend zeigte es sich, wie wertvoll, ja notwendig ein solcher Gedankenaustausch zwischen Menschen verschiedener Nationen ist. Während der ganzen Woche bereicherten Berichte über gute oder schlechte Erfahrungen, Ratschläge und Einwände seitens der ausländischen Delegierten die Arbeit. Briefe, Telegramme und sogar eine Radiobotschaft aus USA. wurden mit Spannung angehört und dankbar applaudiert.

An einem anderen Abend war den Vertreterinnen der wichtigsten Frauenverbände Italiens Gelegenheit gegeben, uns über Zweck und Ziel ihrer Bestrebungen zu berichten. So verschieden die sechs Frauen auf dem Podium untereinander waren und die Sache, der sie im besonderen dienten, eines kam bei allen gleichermaßen zum Ausdruck: die Ueberzeugung, daß die italienischen Frauen viel zur Wiedergeburt der geliebten Heimat beitragen konnten, man mußte ihnen nur Wege weisen, sie belehren. Was an den Leiterinnen selbst lag, das wollten sie gewiß tun.

In unseren eigenen Reihen waren viele Stunden den Aufgaben gewidmet, die zu leisten waren im Zusammenhang mit der Moral (Prostitution, Gefängnisbesuche, usw.) und der politischen Vorbereitung des weiblichen Geschlechtes. Andere galten den Besprechungen der Arbeit an und mit den Jüngsten, der die größte Wichtigkeit beigemessen wurde. Voll warmer Dankbarkeit gedachte Mary Rossi zweier schweizerischer Pfadfinderinnen — einer Katholikin und einer Protestantin — die in vorbildlicher Zusammenarbeit einer Gruppe von etwa hundert Mädchen am Lagerfeuer unter dem römischen Sternenhimmel einen unvergeßlichen Abend bereitet hatten durch ihre geistvollen Vorträge.

Der letzte Morgen vereinigte alle Teilnehmerinnen im gemeinsamen heiligen Abendmahl und nach nochmaliger ermüdender Tagesarbeit (Finanzen, Wahlen, usw.) sprach Frau Ketty Comba ein letztes ergreifendes Wort und das Schlußgebet.

Der Kongreß war zu Ende. Beginnen würde nun erst recht die Arbeit des Einzelnen, das stand fest, und ebenso fest stand in den Herzen geschrieben, daß man sich tapfer einsetzen wollte, wo immer man im Leben hingestellt war.

Diese Woche hatte uns aber nicht nur vom Podium her inneren Reichtum gebracht. Wie beglückend war der Kontakt gewesen mit den vielen Persönlichkeiten! Zu den lieben alten Freundschaften waren neue getreten, auf deren Pflege man sich freute. Man hatte zusammen gesungen, italienisch und französisch, zur guten Nacht auch einmal das „Dona nobis pacem" mit den jungen Mädchen, die es im Sommer in der Schweiz gelernt hatten. Zu meiner Ueberraschung hatte sogar unser Kanon „Für Spys und Trank ..." bereits den Weg über Paris nach Rom gemacht.

Auch an die sympathische Amerikanerin, die in Rom schon seit Monaten eine unschätzbare Aufbau-Arbeit leistete, werde ich gerne zurückdenken. Das Wort Amerika war überhaupt zu einem Begriff christlicher Verbundenheit geworden. Neben der geistigen Teilnahme seitens der amerikanischen Schwester-Vereinigungen war auch ihre ganz konkrete materielle Hilfeleistung in gar manchen Dingen zu Tage getreten: Man hatte nicht nur amerikanische Konserven, Käse, usw. auf amerikanischen Tischdecken gegessen und amerikanischen Tee und Büchsenmilch getrunken, sondern jede Kongreßteilnehmerin durfte auch einmal in jener geheimnisvollen Kammer im Erdgeschoß verschwinden, um beladen mit Kleidungs- und Wäschestücken (wer es nötig hatte auch mit einem warmen Wintermantel), etwas Kakao, Seife, Faden usw. wieder herauszukommen. — Alles wurde dankbar entgegengenommen, denn bei der Teuerung konnten sich wenige Neues kaufen. Ich selbst habe einigen jungen Mädchen beim Auslesen und Anprobieren helfen und mich an ihrer Freude freuen dürfen.

Zum Besuch der Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt war wenig Zeit geblieben, wie man vorausgesagt hatte. Anderntags reiste der große Trupp geschlossen wieder nach Norditalien zurück; vielen wäre es nicht möglich gewesen, einen einzigen Tag auf eigene Kosten in Rom zu verbringen.

Meine Zimmergenossin und ich wollten hingegen den Umweg über Umbrien machen. Der einzige Personenwagen der Linie Roma-Ancona war eine Stunde vor der Abfahrtszeit schon überfüllt, sodaß wir es vorzogen, auf einen der Viehwagen zu klettern. Ein Haufen aufgeschichteter Steine, wohl von früheren Reisenden zusammengetragen, und die Reisekissen darüber, bildeten die Sitzgelegenheit für die sechsstündige Fahrt, die gar nicht schlimm war; wir hatten im Gegenteil an dem heißer und heißer werdenden Septembertag im offenen Wagen Luft und Licht und meist auch eine gute Aussicht auf die sonnverbrannte, dürre römische Campagna mit ihren ganz besonderen Reizen, und später auf die manchmal trostlos kriegsverstümmelte Gegend. An der Clitunno-Quelle stiegen wir um die Mittagszeit aus und erklommen bei großer Hitze den prächtigen, aber wenig Schatten bietenden steinigen Olivenhain, der zu dem alten Kloster führt, wo einzigartige, weitherzige, der ökumenischen Bewegung zugetane Schwestern leben. Der Krieg hatte ihnen Not und Hunger gebracht, und oft schien das schwache Lebenslicht der „Madre" auszulöschen; aber bis zur Stunde bildet sie einen starken Mittelpunkt, von dem geistig-seelische Kräfte ausgehen nach mehr als einer Richtung.

Am nächsten Mittag setzten wir unsere Reise fort und hatten Zeit, uns Foligno anzusehen mit dem schönen alten Municipio auf dem Marktplatz, wo der heilige Franziskus zum ersten Male dem Volk gepredigt hatte. Auch diese Stadt weist schreckliche Kriegswunden auf. Die prächtige Kirche schien von außen gesehen unbeschädigt, war aber ausgeräumt und voll Handwerkerlärm.

Von Foligno an konnten wir einen Güterwagen mit durchgehender Bank und Rückenlehne benützen und kamen uns vor wie die Fürsten. Nie werde ich die Schönheit dieses umbrischen Landes vergessen mit den wundervoll gegliederten Städten Assisi und Perugia, dem trasimenischen See, der fruchtbaren Ebene mit der Hügelkette im Rücken, alles im zauberhaft warmen Ton des südlichen Abendlichtes. Umbria santa! — Für eine solche unvergleichliche Schau lohnte es sich schon, allerlei Strapazen zu ertragen, wie sie uns bald nachher, von Torontola an, wieder im Personenwagen, beschieden waren, wo zwar nicht wir, aber andere Reisende zum Fenster ein- und aussteigen mußten, weil es anders einfach nicht mehr ging.

Um 11 Uhr nachts langten wir in Florenz an. Welche Wohltat der saubere, geordnete Bahnhof und die sauberen Straßen nach dem schmutzigen, etwas verwahrlosten Rom, wo seit 3 Monaten auch kein Regen mehr allerlei unangenehme Gerüche weggewaschen hatte! Im „Foyer", der leider seit dem Krieg die schönsten Räume eingebüßt hat, waren wir erwartet und fanden die gewohnte freundliche Aufnahme. — Und wie kosteten wir anderntags die wenigen uns zur Verfügung stehenden Stunden aus in der freundlichen Blumenstadt! Welcher Genuß, den Arno wiederzusehen, den Dom und Santa Croce zu besuchen mit dem Reichtum an Kunstschätzen, trotzdem viele fehlten und manches Kirchenfenster noch zugemauert war. Es wurde an neuen Brücken gearbeitet, die alten waren ja alle vernichtet worden bis auf den Ponte Vecchio, wo die kleinen Verkaufsläden zum Teil modern repariert waren, aber nicht mehr so putzig wie früher aussehen. Ganze Wohnviertel bildeten noch Ruinen; andernorts war der Schutt ganz weggeräumt und neue Rasenflächen grünten im Stadtbild.

Die Weiterfahrt bis Pisa war schön und bequem; anders hingegen wieder der Rest der Reise, in der langen Nacht. Als wir endlich mit einer Stunde Verspätung schlaftrunken im Bahnhof Turin einfahren konnten, hatten wir das Reisen wirklich satt; für ein ganzes Jahr lang, glaubten wir. Aber zwei Stunden später nach der Trennung von meiner netten Reisegefährtin saß ich wieder im Zug, um Bekannte zu besuchen in den Waldenserbergen und auch in den nächsten Tagen waren noch zwei kleinere Reisen zu unternehmen. Für einige Richtungen braucht es kein großes Fahrplan-Studium: es gibt einen Zug am frühen Morgen und am Abend die Möglichkeit der Rückfahrt. Durfte einen der Mangel noch wundern, nachdem man längs der ganzen Strecke die hunderte und hunderte zerstörter Bahnwagen gesehen hatte? — Nach der letzten mühseligen Fahrt von Turin nach Mailand und Como ist mir dann die fünfstündige Heimreise von Chiasso bis zur Nordgrenze unserer lieben Heimat im bequemen ledergepolsterten Drittklaßwagen nur noch wie eine liebliche Spazierfahrt durch sonniges Gelände vorgekommen.

Ich habe in Italien, und besonders im Piemont, mit vielen Menschen aus allerlei Volksschichten gesprochen, mit Bekannten und Unbekannten. Ich gestehe, daß ich allerdings nie in einem Grandhotel gespeist habe und daher wohl andere Eindrücke heimbrachte als unsere Geschäftsreisenden, die dort ganz fabelhaft leben aus ihren reichlichen Mitteln und der Meinung huldigen, „denen da unten" gehe es nicht so schlecht, es sei ja alles zu haben. Das Volk hat aber eben das nötige Geld nicht und die große Arbeitslosigkeit lastet schwer auf ihm. Zum Beispiel gab es auf die Lebensmittelkarten für Erwachsene im September und Oktober 1946 zum ersten Mal seit 3 Jahren je 300 Gramm Zucker; viele Italiener — und nicht bloß die ganz armen — sind diese ganze Zeit über ohne Zucker geblieben, weil sie sich „schwarzen" einfach nicht leisten konnten —. Es gäbe vieles zu berichten, aber wo anfangen und wo aufhören? Die Stimmung ist nicht rosig, und oft hält es schwer, den Menschen ein klein wenig Mut zu machen. Viele stehen freudlos im Leben, sind müdegekämpft und blicken ohne Hoffnung in die Zukunft. Geht uns das alles wirklich nichts an? Ich möchte die Bitte aussprechen: Pflegen wir über die allgemeine Hilfeleistung hinaus unsere persönlichen italienischen Freundschaften. Man ist uns dankbar für jedes gute Wort und wir haben dabei durchaus nichts zu verlieren. Im Gegenteil!

M. K.

Die helfende Hand

Der niedergehende Rieselregen überzieht die klebrigen Pflastersteine in der alten Bischofsstadt mit glänzender Nässe. Der scharfe Wind, der bissig niederweht von den weißbedeckten Bündner-Bergriesen, kündet für heuer einen frühen Winter. An einem Fensteritisch im Volksgasthaus sitzt die Teresa Campisch. Die hagern Wangen im verhärmten Gesicht der Vierzigerin, die dunklen Augen mit dem bangen, unruhigen Ausdruck sprechen deutlich von einem leidvollen Dasein. Sie fröstelt im kalten Luftzug, wenn sich die Türe wieder öffnet vor einem einiretenden Gast und hüllt sich fester in ihren Wollschal. Dann blickt sie wieder sinnend in die schäumende, erdig-braune Flut der wilden Plessur. Sie wartet auf ihren Mann, der sich auf dem Wochenmarkt wohl heute etwas länger versäumt hat. — Während die Serviertochter den Teller mit der heißen Hafersuppe vor sie hinstellt, zählt die Teres verstohlen den Erlös von dem Dutzend fertig genähter Bubenhemden, die sie eben beim Maleyer abgeliefert hat. Wie gerne hätte sie dem Peider, ihrem Gatten, die zum Pachtzins für das letzte Quartal noch fehlenden fünfzig Franken, auf den Tisch gelegt; aber es langt noch immer nicht.

Eben kommt er. — Er klopft die Nässe vom vertragenen Filzhut am Türrahmen ab, die Erdschollen unter den Sohlen, am Eisengatter. „Guet Tag, Teres!" — „Guet Tag, Peider!" — Schwer läßt er sich neben seinem Weibe auf einen Stuhl fallen; sein Anzug, das kärtige, scharf gekerbte Gesicht verraten sofort den Engadiner Kleinbauern, der eine gewaltige Sorgenlast auf den gebeugten Schultern trägt. — Und so ist es auch. — Peider Campisch bewirtschaftet als Pächter ein kleines Bauerngut über einem Engadiner Dorf. — Doch, der Ertrag von den paar Kühen und dem halben Dutzend Geißen, er reicht eben nicht gar weit. Im Sommer mäht er mit seinen Buben, dem Andres und dem Gion, das Wildheu von den steilen Planggen; im Winter gehen sie selbander ins Holz, während Sereina, die Aelteste, der Mutter hilft in Haus und Stall, und beim Nähen. Besorgt schaut die Teres in die Züge des Gefährten, die, gleich den ihren verschattet sind von Müdigkeit und Kummer. Sie wußte, daß er immer noch sehr darunter litt, daß ihm sein altes, treues Roß, die „Bleß", eingegangen war, vor wenigen Monaten; nun würde er sich und die Buben wieder selbst in die Deichseln spannen müssen, wenn das Holz gereistet werden mußte. — Er bestellt beim aufwartenden Mädchen ein warmes Gericht und kramt dann aus der innern Rocktasche umständlich einen Brief hervor.

„Alles —! Frau, nein, — alles geht uns doch nicht schl — da, lueg! Der Bruggmann Paul hat mir die Adresse angegeben von der Winterhilfe, vor ein paar Wochen; ich hatte mit unserm Pfarrer darüber geredet, und er riet mir, dorthin zu schreiben; er hat dann meinem Brief noch ein paar Worte im geschlossenen Couvert beigelegt". Er entfaltet einen Briefbogen. „Und da ist die Antwort". — „Aber, Mann, ohne mir etwas zu sagen? Wir haben doch bis jetzt noch keine fremde Hilfe angenommen". „Ach was! Sollen wir vielleicht im eigenen Land zugrundegehen an der unverschuldeten Not, wenn Millionen in fremden Ländern von den Unsern geholfen wird? Da, seh, was sie uns berichten, die Leute von der Winterhilfe." Mit dem Zeigefinger, wie ein Schulbub, fährt der bärtige Peider Campisch der Briefzeilen entlang und liest der Teres mit gedämpfter Stimme einige Stellen vor:

„... Und da uns noch berichtet wurde, daß die Wolldecken auf den Betten Ihrer Kinder schon sehr dünn und abgenützt seien, so schicken wir Ihnen, gleichzeitig mit einigen warmen Unterkleidern für Ihre liebe Frau und das Mädchen — noch zwei ganze und etwas solidere Wolldecken.

Und wir hoffen gerne, daß der Barbetrag von fünfzig Franken, wenigstens etwas dazu beiträgt, die drückendsten Sorgen wegen dem noch unbeglichenen Pachtzins, von Ihnen zu nehmen. Empfangen Sie, mit allen Ihren lieben Angehörigen, unsere besten Wünsche und freundlichen Gruß.".

Schweigend, in glücklichem Staunen, als wäre ihr eben eine Heilsbotschaft verkündet worden, starrt Teresa Campisch auf das beschriebene Papierblatt.

„Gibt es das also doch noch — Peider? — Laß uns gehen; wir wollen ihnen danken, sobald wir daheim sind".

Marianne Imhof-Zumbühl

Nicht nachlassen in der Flüchtlingshilfe!

In einem Artikel der „Tat" setzt sich der Flüchtlingspfarrer Paul Vogt mit warmen Worten für die Fortsetzung der Schweizerspende im Ausland ein, stellt aber auch als dringliche Notwendigkeit dar, daß ihr parallel eine Schweizerspende in der Schweiz selbst folgen müsse, nämlich ein würdiges Dauerasyl für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz. „Es wäre höchst unmoralisch, Not jenseits der Grenzen mit Millionen von Franken lindern zu wollen und gleichzeitig Not diesseits der Grenzen zu bereiten durch Verweigerung von Millionen von Franken für entwurzelte Menschen. Der Wert der Schweizerspende, die wir dem notleidenden Ausland spenden, wird annulliert, wenn wir andererseits dem kriegsgeschädigten Ausland alle unsere Flüchtlinge und Emigranten präsentieren wollten mit der Bemerkung: „Nehmt uns alle ab und sorgt für sie ..." Pfarrer Vogt führt weiter aus, es sei für viele Schweizer ein unerträglicher Gedanke, daß mit der Säuberung von Elementen des Nazismus und Fascismus zwar ein wenig Platz geschaffen wurde in der Schweiz, daß aber in diesem freigewordenen Säuberungsraum nun Flüchtlinge und Emigranten nicht mehr Platz finden sollten, und daß noch sehr viele Ausländer, die unser Land beim ersten Anhieb der „nordischen Erlösung" preisgegeben hätten, bei uns alle Rechte innerhalb der fremdenpolizeilichen Vorschriften genießen, während gleichzeitig andere Ausländer, die unter dem Wüten antidemokratischer Mächte gelitten haben, in unserer schweizerischen Demokratie dauernd benachteiligt, gehemmt, ungesichert und dauernd mit dem Odium belegt bleiben, „bloß" Flüchtling und „nur" Emigrant zu sein.

Gerade diesen Menschen aber sollte, in Ergänzung der Schweizerspende im Ausland bei uns in der Schweiz ein dauerndes, würdiges Asyl eingeräumt werden, um sie von der Furcht der ungewissen Zukunft, der Degradierung zum Fremdling zu befreien und ihnen ein Existenzrecht, das Recht auf Arbeit, zu verleihen. Fünftausend Emigranten und Flüchtlinge, worunter eine hervorragende wissenschaftliche Kapazität, kommen dafür in Frage. „Je großzügiger und weitherziger diese Schweizerspende eines Asyls gespendet wird, umso ehrenvoller ist ihr Platz vor den Augen der Welt in der Schweizer Geschichte", so schließt Pfarrer Vogt seinen warmen Aufruf zugunsten seiner Schützlinge, die er nun seit vielen Jahren betreut.

F.

Aline Valangin „Victoire oder die letzte Rose", Roman (Steinberg-Verlag, Zürich 1946).

Die Schweizer Autorin, Aline Valangin ist uns nicht fremd; wir kennen ihre kultivierte, besinnliche und sensible Schreibart aus Veröffentlichungen in der Tagespresse aus ihren Büchern „Bargada" und „Casa Conti". Sie bezeichnet „Victoire oder die letzte Rose" einen Roman; wir würden ihn eher eine Erzählung nennen. Es ist die Geschichte Anne's, die aus ihrer Geborgenheit im Tessin zu ihrer kranken Tante Victoire nach Bern geholt wird. Es ist die äußere und innere Rückschau auf ihr eigenes Leben, die ihr durch die Erinnerungen der trauten Stadt, des Münsters, der Straßen und Häuser; am Schmerzenslager Victoire's und im Kreise ihrer drei Cousinen, der mondän abenteuerlichen Puck und Marie-Maude, und der asketisch eingestellten Theres, die sagt: „wir sind alle nichts anders als Commis-voyageurs des lieben Gottes, wir wissen es nur nicht. Und es gibt deren gute und deren schlechte", geschieht, ja aufgedrängt wird.

In dieser Rückschau ziehen die Gestalten der vergangenen Geschlechter herauf; die Gesichter, Charaktere und Gewohnheiten einer alten Hugenotten-Familie, der Alguemare, der Anne zugehört, und sie prüft ihr Erbe mit kritischem Geist. Jetzt versucht sie während zehn Tagen am Bett der leidenden Victoire, deren ganzes Leben sich mehr oder weniger auf mühsig-verlogener Konvention aufgebaut hat, sie zu einer unumgänglichen Operation zu bewegen. Victoire entschließt sich schließlich aus eigener, innerer Wandlung dazu. „Wer hat nun eigentlich wem geholfen? Sie der Kranken oder die Kranke ihr?" Und nach langem innerem Kampf finden sich endlich Victoire und Anne: verbunden mit den Dahingegangenen, und zugleich mit den Zukünftigen, Kommenden. Da ist keine Spaltung, kein Zwist mehr; der Kreis schließt sich harmonisch. Die selbständig-abseitige Erzählung von Aline Valangin, klug, skeptisch, mit Ironie durchsetzt, aber auch mit Güte durchwärmt, setzt sich mit schonungsloser Offenheit mit den Familien-Konflikten und dem Zwiespalt in den Generationen auseinander.

Alice Suzanne Albrecht

Henry A. Wallace: „Arbeit für sechzig Millionen Menschen". Titel der amerikanischen Ausgabe „Sixty-Million Jobs". Deutsche Uebertragung von William G. Frank, Concord N. H. (Steinberg-Verlag, Zürich 1946).

Auf die Frage: „wie stellen wir Vollproduktion her, erhalten zugleich unsere Grundfreiheiten und schreiten so menschenwürdigen Aufgaben entgegen?" antwortet Henry A. Wallace, der demokratische amerikanische Wirtschafter, der ehemalige Freund und Mitarbeiter Roosevelts, der einstige Landwirtschaftsminister, Vizepräsident und Handelsminister, der bereits sein „Jahrhundert des Volkes" veröffentlicht hat, in seinem vorliegenden Buch. Die besten Volkskräfte sind dem letzten Krieg geopfert worden, um die menschliche Gewalt der „Aggressoren-Herrenrasse" zu vernichten; die besten Kräfte des ganzen amerikanischen Volkes müssen heute im Frieden dazu dienen, Produktion und Absatz auf die höchste Potenz zu bringen. Wallace bringt seine Ausführungen zur Erreichung dieses Ziels mit unbeirrbarem Idealismus, Optimismus, ohne dabei als Realpolitiker die Schwierigkeiten und Gefahren zu übersehen. Auf diesem Weg zu einer mustergültigen Wirtschaftsdemokratie als „Volleres Dasein für alle" liefert er als Unterlage seine genauen Untersuchungen über die organisierten und unorganisierten Arbeitsgruppen und ihre Wechselbeziehungen; über die Probleme der arbeitenden Frauen und Neger; der Landwirtschaft; des Wohnbauproblems; der neuen Industrien; der Hilfeleistungen für andere vom Kriege heimgesuchte Länder und den Arbeitszusammenschluß der Völker.

Das aktuelle, mit dynamischer Energie geladene Buch, das zunächst Amerika gewidmet ist, hat auch dem nicht amerikanischen Leser in seiner klaren Fassung viel zu sagen.

Alice Suzanne Albrecht

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Kochfertig Fola

immer noch
schweizerisch
immer noch trustfrei

Wer will nach England?

Die Direktion der „Dr. Barnado's Homes" in England wird für ihre Fürsorgeheime eine Reihe von

Gehilfinnen

aus der Schweiz anstellen. In Frage kommen protestantische Töchter im Alter von 18—35 Jahren. Vorbildung oder Erfahrung in der Erziehungsarbeit sind erwünscht, um als Helferinnen in

Heimen für Kinder unter fünf Jahren,
Schulkinderheimen, Knaben- und Mädchenheimen,
Durchgangsheimen,
Heimen für zurückgebliebene Kinder,

zu arbeiten. Die Kandidatinnen müssen eine Empfehlung ihres Pfarramtes vorweisen. Sie müssen sich verpflichten ein Jahr Mitarbeit zu leisten. Die Entlöhnung beträgt 75 Pfund Sterling im Jahr.

Vom 4. bis 6. Dezember a. c. wird Miß Talbot-Rice aus London auf unserm Büro weilen, um die verschiedenen Bewerberinnen zu sehen.

Interessentinnen können sich zwecks persönlicher Vorstellung bei Miß Talbot sofort mit uns in Verbindung setzen.

Stellenvermittlungsbüro des
Schweizerischen Lehrerinnenvereins
Basel, Steinengraben 65

Ein Aufruf des Schweiz. Roten Kreuzes

Im Augenblick, da sich alle auf das Weihnachtsfest rüsten, muß das Schweizerische Rote Kreuz unser Volk zu einer Hilfstat aufrufen. Nicht zu einer üblichen Aktion, sondern zu einer großen Naturaliensammlung, die es den im Auslande tätigen Helfern des Schweizerischen Roten Kreuzes ermöglichen soll, in diesem Winter jenen Hungernden, Frierenden und Kranken; jenen Verzweifelten und Entwurzelten zu helfen, die von unsern Heimen, Baracken und anderen Hilfsstätten in den Notgebieten Hilfe erwarten.

Was wird nun in dieser großen Dezemberaktion, während der zwei Wochen vom 1. bis 15. Dezember, gesammelt? Alles, alles, womit Hunger gestillt und Krankheit gelindert werden kann. Vor allem bitten wir um Kleider! Denn Kleider sind bitter nötig. Schuhe, Lederstücke, Schuhsohlen, Schuhnägel, Wäsche, Strümpfe für Erwachsene, Kinder und Säuglinge, Stoffresten, Molltons, Strickwolle, alte Decken, defekte Bein- und Handtücher, Filzhüte, Näh- und Flickmaterial und alle Arten von Nadeln, Scheren, Fingerhüten, Strumpfkugeln, Knöpfen, Elastik und Bändern. Die Sachen sollen sauber sein; was neu ist, leistet doppelten Dienst, aber auch alles Gebrauchte, jedes Wollresteschen und jeder Faden können an Ort und Stelle ihren hohen Zweck erfüllen. In der Schweiz wird das Sammelgut grob sortiert und sofort ins Ausland geschickt, wo man die Sachen zu neuer brauchbarer Ware verarbeitet. Aus alten Schuhen werden kleine Kinderschuhe, aus Stoffresten und zerrissenen Kleidern über den Umweg der Zerfaserung neue Stoffe. Ferner wird auch Schulmaterial aller Art gesammelt: jeder Bleistiftstummel, jede Feder, jedes Blatt Papier ist wertvoll, denn man vergesse nicht, daß es in gewissen Gebieten den Schulen an allem fehlt, und daß es oft dieser Materialmangel allein dem Lehrer unmöglich macht, die Deroutierten, Vernachlässigten und Schulentwöhnten zu neuen Menschen zu erziehen.

Doch auch um Lebensmittel bitten wir, um unrationierte und rationierte. Aus technischen Gründen ist es leider unmöglich, Pakete für bestimmte Adressanten entgegenzunehmen, hingegen kann der Geber das Land bestimmen, wo er seine Gabe verwendet sehen möchte; auf den betreffenden Paketen muß dieses Land vermerkt werden. Die Sachen können übrigens auch einzeln und stückweise abgegeben werden, falls sie zum allgemeinen Sammelgut kommen sollten. Alle Sendungen werden noch dieses Jahr an ihren Bestimmungsort gelangen. Was die Schweizer im Weihnachtsmonat spenden, wird in den Notgebieten auch im Weihnachtsmonat zur Verteilung gelangen.

Schweizer, unterstützt diese Weihnachtsaktion des Schweizerischen Roten Kreuzes! Die Berichte unserer Gewährsleute schildern eine unvorstellbare Not.

Wir würden diese Aktion nicht durchführen, wenn sie nicht bitter nötig wäre. Die Not hat heute ein anderes Gesicht als in den letzten Katastrophenwintern. Ein langsames Siechtum ergreift Erwachsene und Kinder. Wenn dann solchen Menschen eine Weihnachtsgabe übergeben wird, bedeutet das für sie menschliche Ermunterung. Was die helfende Hand im Gemüt des Armen auslöst, ist oft bedeutsamer als das, was sie dem Beschenkten hinhält.

Das Schweizerische Rote Kreuz bittet das Schweizervolk, in der Vor-Weihnachtszeit die große Not der leidenden Mitbrüder in den Kriegsgebieten nicht zu vergessen. Unsere herzliche Bitte um besondere Unterstützung geht auch an die Sammler. Wer die Not erahnt, die es zu lindern gilt, wird die Phantasie besitzen, originell und doch mit dem Takt des Herzens zu sammeln, mit in Warenhäusern und Läden aufgestellten Sammelkörben, mit Ständen, auf den Straßen mit Sammeltüchern, mit Paketen, den „Pyramiden der Menschlichkeit" mit dem Klaus-Weihnachtsfingen, mit Konzerten und Vorführungen (das Geschenkpaket als Eintrittskarte!). Der Erfolg dieser Sammlung hängt nicht zuletzt von der Initiative des Sammelnden ab. Dann aber vor allem davon, ob das Herz des Schweizers zu frühe erlahmen will oder nicht.

Die Zweigvereine des Schweizerischen Roten Kreuzes werden ihre Sammelstellen bekanntgeben.

Schweizerisches Rotes Kreuz

Augen, meine lieben Fensterlein ...

Jedes Elternpaar, das in die schielenden Augen seines Kindes blickt, erlebt zum wirklich schmerzliche Demütigungen. Es gibt jedoch Abhilfen! Die Augenärzte wissen darum. Vielleicht heißt ihr Rat: Das Kind muß einen Aufenthalt in einer Orthoptikschule nehmen! Ueber eine solche Schule und ihre Behandlungsart berichtet M. Dubois von der Universitätsaugenklinik Bern in der Zeitschrift Pro Infirmis Nr. 5 vom 1. November 1946. Im gleichen Heft geht Direktor A. Bircher von der schweizerischen Blindenanstalt in Spiez in einem aufschlußreichen Artikel ein auf das Problem der Sehschwachen unter den Kindern. Die Fachkreise (Aerzte, Blindenlehrer und Fürsorger usw.) fragen sich wie es gelöst werden könnte. Sollen Sehschwachen-Klassen neben den Blinden-Abteilungen geführt werden? Das Verbleiben der hochgradig Sehschwachen innerhalb der öffentlichen Schulen ist mit allzu großen Nachteilen verbunden. Doch bedarf es noch vieler Vorarbeiten, um die mannigfachen Hindernisse zu beseitigen, die einer wirklichen Hilfe im Wege stehen. Die Zeitschrift Pro Infirmis ist zu beziehen bei der Grütli-Buchdruckerei, Zürich, Kirchgasse 17—19. Jahresabonnement Fr. 6.— (12 Hefte) oder beim Zentralsekretariat Pro Infirmis, Zürich.

Kleine Rundschau

60 Millionen Postsendungen

Die Zentralstelle für Kriegsgefangene in Genf hat vor kurzem die 60-millionste Postsendung abgefertigt.

So sind von 1939 bis 1946 60 Millionen Postsachen von Genf ausgegangen, um in alle Länder der Welt Nachrichten zu bringen über zahllose Menschen in Gefangenschaft, über Ergebnisse von Nachforschungen nach Vermißten und über Botschaften von Familienmitgliedern, die durch die Ereignisse auseinandergerissen waren.

Zu gewissen Zeiten wurden täglich mehr als 450 000 Karten und Briefe befördert.

Konnte dieser Postverkehr ohne Unterbrechung im Laufe von Jahren stattfinden, in denen ihm oft beinahe unübersteigliche Hindernisse im Wege standen, so ist dies in großem Umfang der Schweizerischen Postverwaltung zu verdanken, deren Dienstzweige mit ebensoviel Verständnis wie Hingebung an der Aufgabe des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz teilnahmen, indem sie für die regelmäßige Ankunft und Abfertigung der Post der Zentralstelle für Kriegsgefangene sorgten.

In 49 Gemeinden 72 Schulpflegerinnen!

Dies erreichten 1945 die Frauen des Kantons Aargau durch eine intensive Propaganda, während vorher nur 3 Gemeinden Frauen in ihre Schulkommissionen gewählt hatten. Doch diese drei waren mit ihren Frauen sehr zufrieden; sie scheuten sich auch nicht, es zu sagen, und das war natürlich die beste Propaganda. Auch das Bestreben, Frauen als Mitglieder der Aufsichtskommissionen der kantonalen Anstalten wählen zu lassen, fand Beachtung, so für die Kommissionen des Kantonsspitals und der Anstalt Königsfelden. F. S.

Eine Richterin

Zum ersten Male ist in Bayern eine Frau zum Richteramt zugelassen worden. Auf Antrag des bayrischen Ministerpräsidenten wurde Frau Anna Endres von der Militärregierung zur Jugendrichterin beim Münchener Amtsgericht ernannt.

Brüderliche Gesinnung

E. P. D. Die Niederländische Reformierte Kirche beschloß, von den für sie bestimmten und in den USA lagernden Beständen, Lebensmittel im Werte von 5000 Schilling für die hungernden Kinder in Deutschland zur Verfügung zu stellen.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, 2. Dezember. 17 Uhr: Musikfektion. Adventsmusik. Ausführende: Nina Müesli, Alt; Ruth Hermann, Violine; Erica Saraum, Violine; Edith Gyr, Bratsche; Simone Beck, Bratsche; Ruth Lehmann, Cello; Frau Dr. Behrens, Klavier. Werke von Sczarzynsky: Cantate für Singstimme, 2 Violinen und Continuo; Lieder von Hugo Wolf und J. Brahms; Franz Tunder: 2 Cantaten für Singstimme, Streichquartett und Continuo. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich. Monatsversammlung, Mittwoch, den 4. Dezember 1946, 20.15 Uhr, im Lokale des Lyceumclub Rämistraße 26. Vortrag von Frau Dr. phil. I et med. Else Biefmann: „Das Problem von Angst und Furcht." Seine Bedeutung in der Wissenschaft und im menschlichen Leben. Gäste sind herzlich willkommen!

Zürich: Frauenstimmrechtsverein Zürich, Union für Frauenbestrebungen. Montag, 2. Dezember 1946, 20.15 Uhr, im Klubzimmer des Kongreßhauses, Eingang Alpenquai: Mitgliederversammlung. Frauen erzählen von ihrer Tätigkeit am Radio. Mitwirkende: Elisabeth Thommen, Dr. Nelly Schmid. Anschließend allgemeine Aussprache. Rege Beteiligung aller interessierten Radiohörerinnen erwünscht! Gäste willkommen. Der Vorstand.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Nur für „Sie", das kleine Magazin der Frau, ist Montag, den 2. Dezember um 16.30 Uhr ins Programm aufgenommen worden. Ueber „Grittibänz, Züpfe und Zimmetstern" plaudert Mittwoch, den 4. Dezember um 16.40 Trudi Greiner, und in der Sendung „Notiers und probiers" werden Donnerstag, den 5. Dezember um 13.20 die Kapitel „Die verschiedenen Teearten — Wie macht man Blätterteig? — Das Donnerstag-Rezept" — behandelt. Die „halbe Stunde der Frauenberufe" stellt Freitag, den 6. Dezember um 16.30 Uhr die Themen „Vom Beruf der Damenschneiderin und Berufsaussichten" zur Diskussion. Referenten sind Gertrud Niggli, Berti Steffen und Vreni Trommer.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Verkaufs-Läden

Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Binningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan-Dessus, Wädenswil, Wettingen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zofingen, Zug, Zürich (24 Stadtfilialen)

Seite 2 — 29. November 1946

MIGROS

«Die Zeitung in der Zeitung»

In den USA. 56 % Preissteigerung in vier Monaten?!

Die schweizerische Preiskontrolle in Gefahr

Die **Preiskontrolle in den USA.** wurde in verschiedenen Etappen aufgehoben, formell Ende Oktober. Die ersten Lockerungen erfolgten vor vier Monaten.

Nach dem „Daily Herald" stiegen in dieser kurzen Zeit die amerikanischen Lebensmittelpreise um 56 Prozent! **Was also vor wenigen Monaten 1 Dollar kostete, kostet heute 1.56 Dollar.** Es ist selbstverständlich, dass die Lohnerhöhungen einer so gewaltigen Preissteigerung innert kurzer Frist folgen müssen und damit eine schlagartige Geldentwertung von sage und schreibe ein Drittel! Das lässt uns Schweizer den Wert der Preiskontrolle deutlich erkennen. Mit dem ist es aber nicht getan. **Die amerikanische Entwicklung muß eine sehr ernste Warnung für unsere Regierung sein.**

Es ist ganz unmöglich, eine drakonische Preiskontrolle auf gewissen Gebieten aufrecht zu erhalten, um auf andern — namentlich im Export — eine ungehemmte Profitmacherei hochzuzüchten. Es ist dazu ein Vergehen an der Volksgemeinschaft, die Inland-Preise durch Importverteuerung noch heraufzutreiben, um die Exportgewinne täglich um Hunderttausende von Franken zu steigern.

Dies bedeutet eine noch nie dagewesene Zerrüttung der Disziplin. Wie soll da der Bauer zuschauen, wie soll sich da der Detaillist unter Druck halten lassen und wie soll der Gewerbetreibende seine Gewinnmöglichkeiten beschneiden lassen! Die Disziplinlosigkeit hat bereits eingerissen. Der „Ladenstreik" der Früchte- und Gemüsegeschäfte (FRULEG) mit unerhört scharfen Ausfällen gegen die Preiskontrolle — Riesenplakate in der ganzen Stadt Zürich — gibt einen Vorgeschmack davon. Das schlimmste ist, dass, wer profitieren will, darauf hinweisen kann, dass er damit nur gleiches Recht wie die andern beansprucht. Da wird die Preiskontrolle gegen Massenauflehnung ebenso machtlos wie die Polizei. Die Verantwortung dafür trägt aber die Regierung.

Das hat man den Behörden, in eidgenössischen Expertenkommissionen und in der Presse seit vielen Monaten gesagt. Sie sind gewarnt worden, ohne zu handeln. Mit theoretischen, übrigens völlig unzutreffenden Argumenten wird ein Kurs fortgesetzt, der allgemein kritisiert wird. Die Hauptberater der Regierung sind die Profiteure der heutigen Situation. Es kommt gar nicht mehr vor, daß ein unabhängiger Konsumentenvertreter vom zuständigen Bundesrat zu einer Besprechung empfangen würde. Das Geschäft ist allmählig. Bringt es wohl auch fertig, daß ein höchster Regierungsmann nicht einmal die „andere Seite" anhören darf nach dem eidgenössischen Wort: „Eines Mannes Red ist keine Red, man muss sie hören alle bed?"

Der Schwarzhandel hat erschreckend überhand genommen. Die Schiebergeschäfte im Import und Export werden zur Regel. Die Schädigung nicht nur der Volkswirtschaft, sondern auch der moralischen Grundlage der Wirtschaft nimmt erschreckende Ausmasse an. Wir sind auf dem besten Weg, daß der Anständige sich als Trottel vorkommt und als solcher ausgelacht wird. Der Kontingentshandel, d. h. der Handel mit Einfuhr- und Ausfuhrgenehmigungen ist in allerhöchstem Schwang. Es ist zuzugeben, daß z. B. im Verkehr mit Italien kein anderes Mittel bleibt, wohl aber gibt es dagegen das Generalmittel,

die Normalisierung der Devisenpolitik, die dem ganzen „Unrat" ein Ende bereiten würde.

Geradezu unheilvoll ist es, daß man auf ein Absinken der Konjunktur spekuliert und sagt, es werde schon von selber schlechter kommen; das brauchen wir uns nicht herbeizuwünschen. Dazu lehrt uns die Erfahrung, daß die Schweiz erst mit einer Verzögerung von 1 bis 2 Jahren auf amerikanische Konjunkturschwankungen reagiert. Es ist nicht die Sache der Regierung, zu „spekulieren", wohl aber ist es ihre Sache, zu handeln.

Der Prestige-Standpunkt in Sachen Dollar-Kurs-Anpassung und vor allem in Sachen Zulassung der freien Dollars für wichtige Importe muß endlich preisgegeben werden.

Herr Prof. Alfred Amonn schreibt in der „Metallarbeiter-Zeitung" vom 20. November 1946:

„. . . Ebenso ist heute gerade das starre Festhalten an dem bestehenden Dollarkurs, der festgesetzt worden war, als die für den Kurs maßgebenden Verhältnisse ganz andere waren, ein Experiment. Denn wenn dieser Kurs, was man annehmen kann, seinerzeit, als er festgesetzt wurde, der richtige war, kann er heute, nach dem Preisauftrieb in den Vereinigten Staaten nicht mehr der richtige sein, und die währungspolitische Konsequenz ist, daß man ihn (den Dollarkurs) verlassen sollte . . ."

Prof. Amonn, Ordinarius der Universität Bern, ist in Währungsfragen eine Autorität. Er ist außerordentlich zurückhaltend in politischen Dingen. Wenn er schon mit einem so ernsten Mahnwort hervortritt, so ist es wirklich 5 Minuten vor 12. Wir müssen hoffen, daß die Regierung nicht aus Prestige-Gründen nach historischen Mustern bis 5 Minuten nach 12 warten wird,

nämlich bis zum Zusammenbruch der gesamten Preiskontrolle. In den USA. war es das „big business", die Geschäftsgewaltigen, die es fertigbrachten, die Preiskontrolle zu beseitigen. In der Schweiz sind wir auf demselben Weg.

Es ist traurig genug, daß die Regierung in ihrer Devisenpolitik sich nicht nur auf die Geschäftsgewaltigen, sondern auch auf den Präsidenten des VSK., Herrn Nationalrat Dr. Max Weber, stützen kann. Dieser befindet sich aber im schärfsten Gegensatz zum Organ der mächtigsten Gewerkschaft, der „Schweiz. Metallarbeiter-Zeitung".

Abschlag

Maispuder couponfrei!

(Paket 460 g —.75) ¼ kg —.46[7]

Bisherige Packung von 535 g wird zu 85 Rp. ausverkauft.

Maispuder ersetzt bei Biskuitteig bis 50 % Weißmehl und bei Hefeteig mindestens 10 %. Nun ist es ja im allgemeinen so, daß Ersatz- oder Streckmittel stets bedeutend teurer sind und unter Phantasienamen ganz hübsche Gewinne abwerfen. Unser neuer Preis für Maispuder von Fr. 1.63 per Kilo kommt dagegen sehr nahe an denjenigen des Weißmehls heran. Maispuder eignet sich aber nicht nur als Streckmittel für Weißmehl, sondern wird auch gerne benutzt für Puddings und Crèmen.

Wieder erhältlich!

Invertzucker ausl., in Würfel zu 500 g **1.15**

Abschlag

Schmalzbohnen, in Dose 1/1 Dose **1.25**

Haselnussknackerli

150 BP 150 g Paket **1.—**

Weitere feine Backwaren:

Engadiner Schnitte

eine Konditor-Spezialität mit feiner Buttercrème-füllung 300 BP 290/310 g **2.—**

Plum-Cake 250 BP 410 g Stück **2.—**
Citronen-Cake 250 BP 320/330 g Stück **2.—**

Aktuelle Angebote!

Tafeltrauben, „Ohanes", span. 1 kg **2.60**
(an den Wagen Paket 580 g Fr. 1.50)
Ia Tomaten, canar. 1 kg **2.30**
(an den Wagen Paket 650 g Fr. 1.50)
Marroni, ital. 1 kg **1.25**
Sorrento-Baumnüsse, neue Ernte 1946 ¼ kg —.89[3]
(Paket zu 420 g 1.50)
Haselnußkerne, neue Ernte 1946 ¼ kg **1.—**
(Paket zu 250 g 1.—)
Sardinen, port. Dose netto 125 g **—.95**
***Makrelenfilets,** offen 100 g **—.95**

Unsere Kompotte: couponfrei!

Apfelmus, gezuckert . . . . . 1/1-Dose **1.—**
Aprikosen, halbe 1/1-Dose **2.50**
Heidelbeeren 1/1-Dose **2.50**
Pfirsiche 1/1-Dose **3.50**
Reineclauden 1/1-Dose **1.75**
Williamsbirnen 1/1-Dose **2.25**
Zwetschgen, ganze 1/1-Dose **1.75**
Zwetschgen, halbe . . . . . 1/1-Dose **2.—**

Treu im Dienst am Volk im Kampf ums Recht

* Nur in den Läden

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

Dampfkochtopf „Securo“

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

Chilbi!

Ein Vater geht mit dem kleinen Hansli und dem 5jährigen Gritli an die Chilbi. Eine halbe Stunde später ist die Familie in tiefstem Schmerz, im ganzen Dorf die Freude an der Chilbi dahin: das kleine Gritli hatte beim Zusehen am Schießstand ein Auge verloren. Wie war das geschehen?

Unter den Schaulustigen am Schießbudenstand befand sich ein munteres Büblein, das fürs Leben gerne auch geschossen hätte. Aber wie soll man schießen können, wenn man keine Batzen hat? Und wie soll man Batzen haben, wenn man im Waisenhaus daheim ist? Das Büblein betrachtet das Gewehr, das das Schießbudenfräulein waagrecht in den Händen hält, seine Händlein greifen nach dem Gewehr, seine Finger umspannen den Abzughahn und los ist der Schuß — dem Gritli direkt ins Auge!

Wen trifft die Schuld? Wo ist da Schuld? Wer kann da von Schuld reden? Zum Glück hatte der Vater eine Kinder-Unfallversicherung abgeschlossen, so daß die beträchtlichen Kosten der Augenoperation von der »Zürich«-Unfall getragen wurden; dazu zahlte sie eine Entschädigung von Fr. 6000.— für den Verlust des Auges.

Man sieht: Auch eine Kinder-Unfallversicherung ist kein Luxus!

ZÜRICH

„ZÜRICH“ ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich, Mythenquai 2
Tel. 27 36 10

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Kurs zur Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen

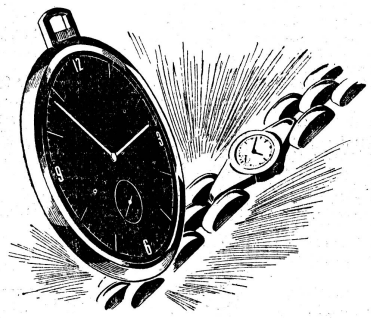
durchgeführt von der Haushaltungsschule der Sektion Zürich des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins in Verbindung mit der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich.

Kursdauer 2½ Jahre Beginn des nächsten Kurses: April 1947

Die Anmeldung zur Aufnahmeprüfung (anfangs Februar) ist bis spätestens 15. Januar 1947 an die Leitung der Haushaltungsschule, Zürich, Zeltweg 21a, zu richten.

Prospekte und Auskunft: Täglich von 10—12 und 14—17 Uhr durch das Büro der Haushaltungsschule, Zeltweg 21a, Zürich, Tel. 24 67 76 P 19593 Z

SEIT 1895



Eine Uhr ist lebendiger Schmuck
Bei mir finden Sie für jeden Anspruch das Beste: I.W.C., Longines, Omega, Zenith, Cima etc.

K

EMIL KOFMEHL, JUWELIER, Z. RHEINGOLD ZÜRICH
Bahnhofstrasse 61

warme Damen-Unterwäsche
Pfister Wirz
Zürich/Rennweg 57
(Neuerstellt als Schaffhauserhof)

Bahnhofstraße 31, Tel. 239582
Zürich

Marnba SCHAUMBÄDER

für die rationelle Schönheitspflege verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut

In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Frau Meili-Epprecht
Fraumünsterstraße 23 – 1. Stock – Lift
Zürich 1 – Tel. 23 15 86

Gute Bettwaren
Wolldecken, Steppdecken, Flachdecken, Kissen
Bettfedernreinigung

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Gesucht tüchtige Bürolistin

mit guter Auffassungsgabe, perfekt in Stenographie (ca. 200 Silben) und Maschinenschreiben in angesehenes Architekturbureau in Basel. Die Arbeit ist vielseitig. Für arbeitsfreudige Angestellte (nicht über 40 Jahre) gut bezahlte Dauerstellung.

Offerten unter Chiffre 1061 an die Administration A. Fitze AG., Zürich 2, Stockerstr 64

Guy La

ZURICH I
Theaterstrasse 2
Tel. 24 26 78

Schöne Hüte

Ernst

„Guets Brot“

„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel 24 57 44
Forchstraße 37	Tel 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72

Esther Landolt
NAMENLOS
Roman
Eines der schönsten Bücher des Jahres
HUMANITAS VERLAG ZÜRICH

Kleinkinder-Bekleidung und Bébé-Ausstattungen

sind in bester Qualität und in geschmackvoller Ausführung die Besonderheit der

Babyhaus Hertha Sonderegger
Münsterhof 17 Zürich 1
Fraumünsterplatz Tel. 23 50 20
Filiale: Bleicherweg 9

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 8.—
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein
Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____
an Frau/Frl. _____
_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers:
_____
_____